

Tages Woche

Nr. Freitag, 11. 7. 2014
28 www.tageswoche.ch
29 Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61



Doppelausgabe

Bernhard Heusler über das Führen von Stars, Freiräume für Junge und seine gesellschaftliche Rolle als FCB-Chef.

Seite
16

STILLE GENIESSER

Gesundheitskosten

Wundermittel oder bittere Pille? Die Fakten zur Einheitskassen- Initiative.

Seite
6

FOTO: NILS FISCH

INSERAT



15. 6. – 28. 9. 2014

CHARLES RAY
SKULPTUREN 1997–2014

kunstmuseum basel & museum für gegenwartskunst

Eine Zusammenarbeit
mit dem Art Institute of Chicago

DER

10. Schuljahr ja, bei uns aber ganz anders!

- persönliche Unterstützung bei Berufsfindung und Lehrstellensuche
- individuelles Coaching bei Übertritten an weiterführende Schulen
- Vorbereitung auf gestalterische Berufe

Starte dein individuelles
9./10. Schuljahr bei der
ipso Futura in den
Ausbildungslinien Beruf,
Studium oder Kunst!



www.ipso.ch

Eulerstrasse 55, CH-4051 Basel

Tel. +41 61 560 30 00

INHALT

Stephan Kurmann

FOTO: PHILIPPE HOLLENSTEIN



Der Musiker und Mitgründer des Bird's Eye spricht über das anstehende 20-jährige Jubiläum und warum Neider ihren eigenen Jazzclub gründen sollten.

Seite 38

Velomarathon

FOTO: ARMIN BIEHLER



Regisseur Armin Biehler ist von Los Angeles nach New Mexico geradelt.

Seite 32

Claraplatz

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Die Randständigen stören keinen – ausser LDP-Grossrat André Auderset.

Seite 14

Google

Das US-Unternehmen will mit Kuba ins Geschäft kommen.

Seite 36



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 23

Porträt:

Simone Meyer	S. 4
Bestattungen	S. 10
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46
Impressum	S. 43



Remo Leupin
Leiter Print

Die Einheitskasse – ein Wundermittel?

Seit der Einführung des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) vor bald 20 Jahren zeigt die Prämienentwicklung beharrlich in eine Richtung: nach oben. Versprochen wurde 1994 etwas anderes: Dass mit der **obligatorischen Versicherung für alle** die Kostenspirale endlich gebrochen werden könne. Möglich machen sollte es der Wettbewerb unter den Kassen.

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Heute bieten sich rund 60 Anbieter einen harten Verdrängungskampf um «gute Risiken», also um junge, gesunde Kunden. KVG-Kritiker sehen darin einen Pseudowettbewerb, der die Kosten weiter in die Höhe treibe, statt sie zu verkleinern.

In diese Bresche schlägt auch die Einheitskassen-Initiative, die am 28. September an die Urne kommt. Sie könnte im Abstimmungskampf von neuen «bad news» über die Prämienentwicklung profitieren. Diese Woche prognostizierte der Branchenverband Santésuisse einen weiteren Anstieg um rund 4,5 Prozent. Und wenige Tage vor der Abstimmung sollen die definitiven Prämien fürs nächste Jahr bekannt gegeben werden.

Doch ist die Einheitskasse wirklich das Wundermittel gegen die Kostenexplosion, die vor allem durch die intensivere Nutzung ambulanter Leistungen, die Alterung und Fortschritte in der Medizin angekurbelt wird? Jeremias Schulthess hat die Argumente unter die Lupe genommen.

Eine Woche Pause für die Wochenausgabe

In den kommenden Sommertagen schalten wir im Print einen Gang herunter. Diese Ausgabe erscheint als Doppelnummer. Ab dem 25. Juli erhalten Sie unsere Zeitung aber wieder im gewohnten Wochentakt. Ganz normal weiter geht es auf tageswoche.ch – mit täglichen News und Hintergrundberichten aus der Region, dem In- und Ausland, dem Sport und der Kultur. Wir wünschen Ihnen schöne Sommertage!

tageswoche.ch/+kgkd9

Online



Das Gesetz über die Krankenversicherung – im Wortlaut, bit.ly/1oyzjNk

Weiterlesen, S. 6



Eine für alle, alle gegen eine, tageswoche.ch/+lsdbg

Simone Meyer

von Olivier Joliat

Einst fiel die selbsternannte Industrieromantikerin mit ihrem Hafensprojekt «Panama» durch – nun kehrt sie als Projektleiterin des «Cyclope» an den Klybeckquai zurück.

Es ist schön, mit dem «Cyclope» an meinen Lieblingsplatz zurückzukehren», freut sich Simone Meyer mit Blick über die «Marina» und die Skaterbowl «Port Land». Eigentlich wollte die 40-Jährige auf der Klybeckinsel ihr «Panama»-Projekt lancieren, eine soziokulturelle Plattform für das Quartier. «Natürlich mit Bar», ergänzt Meyer. Die perfekt passende Hütte dafür hatte sie beim Robi Volta bereits abgebaut.

Doch nach über einem Jahr der Verhandlungen, die zu immer neuen Auflagen führten, hatte Meyer genug: «Anfang 2012 wurde unser Projekt von einer Jury gewählt. Danach ging leider ein Spiessrutenlauf los: Rheinhafen, Stadt, Stadtgärtnerei, Pro Natura – immer neue Akteure stellten ständig neue Ansprüche.»

Als dann im März 2013 ihr vorabgeklärtes Baugesuch mit neuen Auflagen zurückgewiesen wurde, platzte Meyer der Kragen: «Nun waren gefühlt alle Steine, die es gibt, in den Weg gelegt – Grund genug, das Projekt an den Nagel zu hängen. Immerhin habe ich etwas gelernt.»

Produktives Chaos

Ihr neues Wissen und die Kontakte, die sie als Verhandlungsführerin des Vereins I_Land (Zusammenschluss aller Klybeckinsel-Zwischennutzungen) zu den Projekten und Behörden knüpfen konnte, halfen ihr nun als Projektleiterin des «Cyclope». Mit ihren sieben Jahren Erfahrung als technische Produktionsleiterin von «Karl's kühne Gassenschau» war Meyer sowieso prädestiniert für diese freakige Artisten-Revue.

«Cyclope»-Produzent Darko Soolfrank fragte die selbstständige Projektleiterin, die vor bald zehn Jahren von Olten nach Basel zog, bereits 2013 an, ob sie am Projekt mitarbeiten möchte. Damals steckte Meyer jedoch noch in Verhandlungen für I_Land und sagte ab. Als Soolfrank Anfang 2014 nochmals anklopfte, um nachzufragen, ob Meyer jemanden vermitteln könnte, entschloss sie sich spontan einzusteigen.

Dass für dieses Gelände mal der Kanton, dann wieder Private verantwortlich sind, machte die Planung nicht einfacher, «aber spannender», wie Meyer sagt. «Hier herrscht aus strukturellen Gegebenheiten ein Chaos, das uns produktiv werden liess.»



Ganz in ihrem Element: Simone Meyer liebt es, Schrott zum Laufen zu bringen.

FOTO: BASILE BORNAND

Erst musste auf der Asphaltwüste Elementares wie Wasser und Strom organisiert werden. Am besten gefiel Meyer jedoch, dass sie zur lokal passenden Dekoration der 17 Meter hohen Skulptur original Basler Schrott suchen musste.

«Das Schauspiel wurde ja in Biel uraufgeführt, bevor es über Winterthur nach Basel kam. Der Platz hier ist einiges grösser, weshalb wir zusätzliches Dekor brauchen.» So organisierte sie einen ausgedienten Tramwaggon. Auch bei umliegenden Reedereien und Speditionsfirmen suchte sie nach passendem Schrott. «Mittlerweile melden sich schon Firmen, die uns als Recycling-Hof entdeckt haben», lacht Meyer.

Beim Wühlen im Schrott ist die selbsternannte «Industrieromantikerin», die am liebsten Stapler fährt und für ihre Schrott-

sammlung von einer ausgedienten Fabrikhalle mit Kran träumt, in ihrem Element.

Mit der Premiere am 10. Juli ist ihr Job für den «Cyclope» getan. Ein Projekt, das Meyer ans Herz gewachsen ist. «Das Hafenareal in der Heimat von Jean Tinguely, der Inspiration für die Show, ist der beste Schauplatz für dieses Spektakel. Ich hoffe, die Basler verpassen diese einmalige Gelegenheit im dichten Sommerangebot nicht.»

Tinguely hätte seine helle Freude

Der in Basel lebende langjährige Assistent von Tinguely, Sepp Imhof, der mit dem Künstler in Paris den originalen Zyklopen gebaut hat, sei schon vorbeigekommen. «Imhof freut sich über die neue Form des hier erbauten Zyklopen», so Meyer. «Sei-

nen Geschichten zum langjährigen Bau in Paris könnte man stundenlang zuhören, und zum Schluss meinte er: «Tinguely hätte seine helle Freude an dem Stück hier.»»

Wenn die Artisten zu Musik die 17 Meter hohe Skulptur bespielen, macht sich Meyer bereits an ihr nächstes Projekt: die Museumsnacht 2015, die am 16. Januar stattfindet. Doch erstmal gibt es Ferien. «Im Abschlussstress der letzten Wochen hat mein Sozialleben gelitten. Ich freue mich, mit ein paar Freunden ein entspanntes Bier zu trinken.» Natürlich im unteren Teil der Klybeckinsel, Meyers liebster Ort in Basel. tageswoche.ch/+fwe6k ×

Das Open-Air-Spektakel «Le Cyclope» gastiert vom 10. Juli bis im September an der Uferstrasse beim Klybeckquai.

Die Volksinitiative «für eine öffentliche Krankenkasse» wird von allen Seiten bekämpft und als «sozialistisch» gebrandmarkt. Was will die Vorlage überhaupt?

EINE FÜR ALLE,

ALLE GEGEN EINE

Von Jeremias Schulthess

Beim Stichwort «Einheitskasse» wird die Kundenberaterin hellhörig. «Also, da bin ich ganz und gar nicht dafür», sagt sie wie aus der Kanone geschossen. Die Frage war: Was würde sich bei der Umstellung auf eine öffentliche Krankenkasse ändern? «Die Preise gehen hoch, sie haben keine Wahlfreiheit», schiebt sie nach.

Politische Kundenberatung nennt sich das wohl, wenn die Versicherungen ihren Kunden nebenbei eine Abstimmungsempfehlung mitgeben. Einige Krankenkassen liessen ihre Mitarbeiter extra schulen, damit sie die Kundenfragen zur Einheitskasse in ihrem Sinne besser beantworten können.

Auch in Infobroschüren richten sich die Krankenkassen an ihre Kunden. Die CSS etwa erklärt im aktuellen Kundenmagazin auf zwölf Seiten, warum die Kunden besser Nein stimmen sollten. Die Argumente der Befürworter sind auf wenige Zeilen zusammengestaucht. So erhalten rund 780 000 CSS-Versicherte ein Gegenargumentarium für die Abstimmung vom 28. September.

Ungleicher Abstimmungskampf

Für das Initiativkomitee geht das einen Schritt zu weit. Es wirft den Versicherern illegale Propaganda vor und droht mit einer Klage. Die Rechtslage ist ziemlich eindeutig: Krankenkassen erfüllen in der

Grundversicherung eine öffentliche Aufgabe, sie handeln in diesem Aufgabenfeld also wie eine Behörde und müssen sich deshalb politisch neutral verhalten.

Es ist ein ungleicher Abstimmungskampf. Den Initianten stehen laut eigenen Angaben 150 000 Franken zur Verfügung. Das Nein-Komitee, das aus einer Allianz von Krankenkassen, Ärzten und Gesundheitsverbänden besteht, investiert dagegen fünf Millionen Franken. Die Initianten meinen, das Gegner-Budget liege noch viel höher.

«Wir sind keine Einheitspatienten», sagen die Gegner. Ein Bild zeigt sechs Personen, die mit Verbänden eingehüllt sind. Es



Patienten mit einem «schlechten Risiko» fühlen sich von Krankenkassen zum Teil mehr gequält als vom Arzt.

FOTO: KEYSTONE



Krankenkassen müssen die Kosten für die zunehmenden ambulanten Leistungen ohne staatliche Beihilfe tragen.

FOTO: KEYSTONE

Einheitskasse

Sinkende Prämien, weniger unnötige Kosten, langfristiges Denken – die Argumente der Befürworter auf einen Blick.

von Jeremias Schulthess

1 Keine falschen Anreize mehr.

Es geht den Krankenkassen in erster Linie um die jungen und gesunden Kunden, da sie rentabel sind, meinen Befürworter. Chronisch Kranke und ältere Versicherte bleiben auf der Strecke, weil es sich nicht lohnt, sich um sie zu kümmern. Diese Anreize sollen korrigiert werden, damit Risikopatienten nicht schikaniert werden.

2 Kosten sparen.

Eine öffentliche Krankenkasse hätte ein Interesse daran, auch teure Patienten gut zu behandeln. Durch gezielte Programme (wie Fallbegleitung oder strukturierte Behandlungsprogramme) könnten dort Kosten gespart werden, wo sie am höchsten sind. Langfristig profitierten alle Versicherten von den Kosteneinsparungen.

3 Kein Pseudowettbewerb mehr.

Der Pseudowettbewerb soll beendet werden. Obwohl die insgesamt 60 Krankenkassen mit der Grundversicherung ein klar definiertes und identisches

Produkt anbieten, gebe es «vollkommen unterschiedliche Preise». Bis zu 300 000 verschiedene Produkte werden laut den Initianten von den Versicherungen angeboten. Deshalb wollen sie den «intransparenten Kassendschungel lichten».

4 Verwaltungs- und Marketingkosten sind zu hoch.

Die Kassen bezahlen bis zu 350 Millionen Franken für unnötigen Verwaltungs- und Marketingaufwand. Dieses Geld könnte mit einer einheitlichen Kasse eingespart werden. Auch Millionensaläre von Kaderangestellten und Managern wollen die Initianten verhindern.

5 Es funktioniert anderswo bereits.

AHV und Suva zeigen, dass öffentliche Versicherungen vorbildlich funktionieren. Dort steht das Wohl der Versicherten im Mittelpunkt.

6 Mehr Prävention, weniger kurzfristiges Denken.

Für die öffentliche Krankenkasse lohnt es sich, in Gesundheitsförderung

und Prävention zu investieren. Zum Beispiel könnten Ernährungsberatungen das Krebsrisiko um ein Vielfaches verringern. Die privaten Krankenkassen kümmern sich nicht darum, weil sie kurzfristig denken.

7 Klare Trennung von Grund- und Zusatzversicherung.

Eine strikte Trennung von Grund- und Zusatzversicherung ist im bestehenden System nicht durchsetzbar. Die öffentliche Krankenkasse würde dies auf einen Schlag ermöglichen.

8 Weniger Bürokratie.

Es braucht weniger Tarifverhandlungen und Wirtschaftlichkeitskontrollen. Das sorgt insgesamt für weniger Bürokratie – die Ärzte könnten sich also mehr Zeit für ihre Patienten nehmen.

tageswoche.ch/+5jj2p

werden Assoziationen zum Sozialismus geweckt, der die Menschen gleichmacht.

Dann taucht ein Rechtsgutachten auf, das besagt, dass es mit der öffentlichen Krankenkasse keine tieferen Prämien für Kinder und junge Erwachsene geben kann.

Das Gutachten trifft die Initiative ins Herz, hat sie doch die Absicht, ein effizienteres und günstigeres Gesundheitssystem zu schaffen. Die SP-Initiantin Jacqueline Fehr wehrt sich dagegen. Im Vorlagen-Text sei ein Lapsus unterlaufen, das Gutachten sei «abenteuerrich».

Worum ging es? In der Gesetzesvorlage der Initiative ist auf Deutsch von einer «einheitlichen Prämie» die Rede. Im französischsprachigen Text steht hingegen nichts von «einheitlich». Die Übersetzung sei ungenau, räumt SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr vom Initiativkomitee ein. Die Schlussfolgerungen des Gutachtens seien deshalb unhaltbar.

Schikanierte Patienten

Auf der Seite der Befürworter wird auch nicht gerade mit Polemik geheizt. Von «Prämienexplosion» und «Kassendschubel» ist die Rede. «Verschleuderung unserer Prämiegelder verhindern» klingt ebenso unsachlich. Wer an echten Argumenten interessiert ist, muss tiefer graben.

Ein zentrales Argument für die Initiative sind die falschen Anreize für Krankenversicherungen. Es gebe eine «unsoziale Jagd auf gute Risiken». Das heisst: Um Kosten

einzusparen, versuchen Krankenkassen, ihr Risiko zu minimieren. Chronisch Kranke und ältere Versicherte werden an andere Kassen abgeschoben, behaupten die Befürworter der Einheitskasse.

Stimmt das wirklich? «Solche Fälle gibt es», sagt die grünliberale Nationalrätin Margrit Kessler von der Schweizerischen Patienten-Organisation: «Es findet eine Risikoselektion statt, indem Krankenkassen ihre teuren Patienten schikanieren oder nicht gut begleiten.»

Sie schildert ein Beispiel: Eine Patientin mit Brustkrebs ruft bei ihrer Versicherung an. Die verantwortliche Mitarbeiterin ist über Wochen nicht erreichbar, man sagt ihr, die Mitarbeiterin sei in den Ferien. Die Patientin braucht dringend Geld, um weitere Rechnungen zu bezahlen. 6000 Franken kosten ihre Medikamente im Monat, die Versicherung zahlt nach dem Modell «tiers payant» nicht direkt an die Apotheke, sondern erst im Nachhinein. Die Patientin muss auf diese Weise bis zu 18000 Franken im Voraus bezahlen und hat keine Möglichkeit, sich rechtlich dagegen zu wehren. Schliesslich habe die Patientin die Kasse gewechselt, sagt Kessler.

Gut für die Versicherung, denn nun ist sie die teure Risikopatientin losgeworden. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht ist das eine logische Vorgehensweise, moralisch gesehen ist sie zumindest fragwürdig.

Dass Versicherungen ihre Risiken optimieren, kann ihnen keiner verdenken. Und

die Risikoselektion hat auch Vorteile – zu meist für junge, gesunde Versicherte. Sie werden von den Krankenkassen umworben und erhalten günstige Prämien. Ältere Patienten und chronisch Kranke geraten dagegen oft in Schwierigkeiten. Es geht bei der Initiative deshalb auch um die Frage, wie die Gesellschaft mit einer Minderheit von chronisch Kranken umgeht. Wie solidarisch soll unser Gesundheitssystem funktionieren? Wie viel Wettbewerb darf sein, wenn es um kranke und schwache Menschen geht?

Ein Schritt auf die Initianten zu

Das Parlament bemüht sich bereits um einen gerechten Risikoausgleich. Damit Patienten mit hohen Kosten nicht nur als Klumpenrisiko betrachtet werden, sollen Krankenkassen einen Ausgleich erhalten, wenn sie solche Patienten aufnehmen.

Mit dem verfeinerten Risikoausgleich hat das Parlament nun einen Schritt auf die Initianten zugemacht. Für manche ist das jedoch zu wenig. «Die neue Gesetzesvorlage des Bundesrates ist bezüglich Risikoausgleich absolut ungenügend», findet etwa Yvonne Gilli, Ärztin und Nationalrätin der Berner Grünen, die im Initiativkomitee sitzt. Das neue Gesetz trete erst 2017 in Kraft, und der Risikoausgleich werde nur um elf Prozent verbessert.

Bei der Einführung einer öffentlichen Krankenkasse wäre der Risikoausgleich überflüssig. Die einheitliche Kasse hätte

Einheitskasse

Steigende Prämien, weniger Auswahl, teure Umstellung – die Argumente der Gegner der Einheitskasse auf einen Blick.

von Jeremias Schulthess

1 Die Prämien steigen.

Die Einheitskasse verspricht, insbesondere die Verwaltungs- und Werbekosten zu senken. Das ist aber nur ein kleiner Teil der Gesamtkosten. An den Gesundheitskosten insgesamt wird durch die Einheitskasse nichts eingespart – im Gegenteil: Die Krankenkassenprämien würden ansteigen, prophezeien die Gegner der Initiative.

2 Das Monopol führt zu Ineffizienz.

Die öffentliche Krankenkasse hätte eine faktische Monopolstellung. Fehlende Konkurrenz würde zu weniger Effizienz und somit zu höheren Prämien führen.

3 Die Versicherten sind einem einzigen Anbieter ausgeliefert.

Versicherte haben keine Auswahl mehr. Wer mit der Servicequalität nicht zufrieden ist, kann die Versicherung nicht wechseln. Der Patient wäre der öffentlichen Kasse somit «wahllos ausgeliefert».

4 Das Angebot an Zusatzversicherungen schrumpft.

Nach der Einführung der öffentlichen Krankenkasse gäbe es nur noch eine Handvoll Privatversicherer, sagen die Gegner. Das Angebot an Zusatzversicherungen würde schrumpfen. Vor allem ältere und chronisch kranke Menschen könnten dann nur noch sehr schwer eine Zusatzversicherung finden.

5 Die Umstellung ist teuer.

Die Umstellung auf eine öffentliche Krankenkasse kostet zirka 1,75 Milliarden Franken, rechnen die Gegner. Das würde kurzfristig auch für höhere Prämien sorgen.

6 Der Suva-Vergleich hinkt.

Die Einheitskasse würde nicht gleich wie die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt (Suva) funktionieren. Die Suva hat im Vergleich nur wenige Kunden – nämlich die Arbeitgeber. Die Einheitskasse dagegen hätte auf einen Schlag Millionen von Kundinnen und Kunden.

7 Die Vielfalt an Modellen geht verloren.

In jedem Kanton wird eine einzige Prämie festgesetzt. Das bedeutet, dass die Vielfalt an Prämienmodellen wegfiel. Das kostendämpfende Hausarztmodell würde zum Beispiel nicht mehr angeboten.

8 Einheitskassen sind kein Erfolgsmodell.

Das heutige Gesundheitssystem funktioniert so, wie es im Moment ist, hervorragend. In anderen Ländern seien staatliche Einheitskassen hoch verschuldet, monieren die Einheitskassen-Gegner.

tageswoche.ch/+t8pu0

Basel-Stadt und Region

Basel

Alvarez, José Miguel, geb. 1968, aus Spanien (Burgweg 4). Bestattung in Spanien.

Ammann-Merkofer, Erna Klara, geb. 1931, von Basel BS (Schöllenenstrasse 26). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bernasconi-Neeser, Sylvia Anita, geb. 1946, von Paradiso TI (Rütlistrasse 2). Wurde bestattet.

Beutler-Rudolf von Rohr, Rudolf, geb. 1921, von Basel BS (Horbürgstrasse 54). Wurde bestattet.

Bleuer-Brombacher, Dora Gisela, geb. 1936, von Grindelwald BE (Brantgasse 5). Wurde bestattet.

Bösch-Mäder, René Alfred, geb. 1939, von Ebnat-Kappel SG (Laufenburgerstrasse 10). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bösch-Toggwiler, Margreth, geb. 1920, von Basel BS (Rudolfstrasse 43). Wurde bestattet.

Brunner, Werner Erhard, geb. 1944, von Basel BS und Buus BL (Ackerstrasse 40). Wurde bestattet.

Debiasi-Falk, Hedwig, geb. 1923, von St. Gallen SG (Sierenzerstrasse 70). Wurde bestattet.

Da Silva Monteiro, Manuel, geb. 1957, aus Portugal (Colmarerstrasse 74). Beisetzung in Portugal.

Frei-Ruess, Hildegard Erna, geb. 1921, von Basel BS (Wiesendamm 20). Trauerfeier Dienstag, 15. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Grauwiler-Sutter, Werner, geb. 1934, von Lausen BL (Kaltbrunnenstrasse 57). Trauerfeier Dienstag, 15. Juli, 15 Uhr, Pauluskirche.

Griesshaber, Erika, geb. 1938, von Nottwil LU (Austrasse 60). Wurde bestattet.

Grollimund-Emele, Paul David, geb. 1936, von Basel BS (Güterstrasse 144). Trauerfeier im engsten Kreis.

Lang, Erika, geb. 1928, von Basel BS (Schoerenweg 20). Trauerfeier im engsten Kreis.

Perrier-Schaller, Claire Adeline, geb. 1918, von Basel BS und Fribourg FR (Gellertstrasse 9 A). Trauerfeier im engsten Kreis.

Leimgruber, Christian Alexander Siegfried, geb. 1950, von Basel BS und Herznach AG (Häsingerstrasse 28). Wurde bestattet.

Plattner-Jakob, Madeleine, geb. 1927, von Basel BS (In den Ziegelhöfen 77). Trauerfeier im engsten Kreis.

Pfommer-Renggli, Mathilde, geb. 1932, von Entlebuch LU (St. Johannis-Ring 79). Wurde bestattet.

Ruf-Furrer, Sandra, geb. 1967, von Murgenthal AG und Gossau ZH (Flughafenstrasse 65). Trauerfeier Dienstag, 15. Juli, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schmidlin-Burger, Julius, geb. 1919, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier Mittwoch, 23. Juli, 16.30 Uhr, Kirche Bruder Klaus.

Schneider, Max, geb. 1934, von Basel BS (Metzerstrasse 7). Trauerfeier im engsten Kreis.

Signore Özen, Irene Guiseppa, geb. 1962, von Birsfelden BL (Colmarerstrasse 78). Trauerfeier Freitag, 18. Juli, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Staiger, Yvonne Marie, geb. 1925, von Basel BS (Gundeldingerstrasse 274). Wurde bestattet.

Strahm, Jürg, geb. 1953, von Basel BS (Amerbachstrasse 22). Wurde bestattet.

Thommen, Hedwig, geb. 1926, von Arbolds-wil BL (St. Johannis-Ring 122). Wurde bestattet.

Wiesner-Garbi, Eugen, geb. 1914, von Basel BS (Mittlere Strasse 65). Trauerfeier im engsten Kreis.

Zeugin-Löhr, René Gottfried, geb. 1939, von Basel BS (Gundeldingerstrasse 383). Wurde bestattet.

Riehen

Fiechter-Dürkop, Walter, geb. 1933, von Riehen BS (Rössli-gasse 62). Wurde bestattet.

Flückiger-Röllli, Elisabeth, geb. 1931, von Riehen BS (Burgstrasse 120). Trauerfeier Donnerstag, 24. Juli, 15 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Kobelt-Leu, Alfred, geb. 1918, von Riehen BS und Marbach SG (Steingrubenweg 12). Trauerfeier im engsten Kreis.

Marbet-Laube, Margaretha Ida, geb. 1918, von Riehen BS (Albert Oeri-Strasse 7). Trauerfeier Freitag, 11. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Allschwil

Hegnauer-Haltiner, Emma, geb. 1919, von Seengen AG und Basel BS (Muesmattweg 33). Trauerfeier Freitag, 11. Juli, 11 Uhr. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Birsfelden

Hübner-Willy, Jolanda Luisa, geb. 1935, von Ilanz/Glion GR (Hardstrasse 71). Abdankung Freitag, 18. Juli, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Lausen

Vogt, Leo, geb. 1933, von Lauwil BL (Hofmattstrasse 11). Abdankungsfeier Montag, 14. Juli, 14 Uhr, ref. Kirche Lausen.

Münchenstein

Bürgin-Grauwiler, Theo, geb. 1930, von Buus BL (Birseckstrasse 42). Wurde bestattet.

Grellinger-Grunert, Othmar Karl, geb. 1940, von Reinach BL (Schluchstrasse 36). Wurde bestattet.

Muttenz

Dunghi-Sutter, Emma Klara, geb. 1934, von Basel BS (Gründenstrasse 49). Trauerfeier Mittwoch, 16. Juli, 14 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Herzig-Buatarat, Paul, geb. 1956, von Basel BS und Lotzwil BE (Stettbrunnenweg 62). Wurde bestattet.

Vetter, Christiane Edith, geb. 1941, aus Frankreich (Kirschgartenstrasse 16). Wurde in Frankreich bestattet.

Pratteln

Rieder-Widmer, Nelly Fernande, geb. 1922, von Rothenfluh BL (Bahnhofstrasse 37, c/o APH Madle). Abdankung Mittwoch, 16. Juli, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Schütz, Fritz, geb. 1925, von Sumiswald BE (Wartenbergs-trasse 38c). Wurde bestattet.

Reinach

Imhof-Suri, Peter, geb. 1949, von Isenthal UR (Tschäppeliring 7). Trauerfeier Freitag, 11. Juli, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Trächslin-Hagloch, Richard, geb. 1936, von Riehen BS (Leymenstrasse 28). Wurde beigesetzt.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemediaenbasel.ch

kein Interesse daran, Risikopatienten auszusortieren. Im Gegenteil: Die öffentliche Krankenkasse würde sich besser um chronisch Kranke kümmern, um gesamthaft die Kosten zu senken, so das Argument der Befürworter.

Eine SP-Studie kommt zum Schluss, die öffentliche Krankenkasse würde effizienter arbeiten, da sie langfristig daran interessiert sei, die Kosten zu senken. Die Rede ist von Fallbegleitung, strukturierten Behandlungsprogrammen und mehr Prävention.

Die öffentliche Kasse hätte ein Interesse nachhaltig zu heilen, um Folgekosten zu sparen.

Was heisst das konkret? Ein Patient mit chronischen Knieproblemen erhält von der Krankenkasse zum Beispiel eine Fallbegleitung zugewiesen. Der Mitarbeiter der Krankenkasse kann zwischen Arzt und Patient vermitteln, zusätzliche Behandlungen vorschlagen oder von überflüssigen Operationen abraten – immer mit dem Auftrag, möglichst langfristig und kostengünstig zu behandeln.

Von vielen Krankenkassen wird dieses Modell nicht angeboten. Es lohnt sich nicht, da die privaten Kassen vor allem kurzfristig denken. Die öffentliche Krankenkasse hätte hingegen ein Interesse daran, möglichst nachhaltig zu heilen, um Folgekosten zu vermeiden.

Bei diesen Einsparmöglichkeiten geht es in erster Linie um eine langfristige Entwicklung. Die SP-Studie rechnet vor, dass fünf Prozent der Versicherten rund die Hälfte aller Gesundheitskosten verursachen. Wenn man also bei dieser Minderheit ansetzen würde, könnten bei einem Effizienzgewinn von zwanzig Prozent rund zehn Prozent der Gesamtkosten eingespart werden. Das ergäbe «ein Einsparpotenzial von bis zu zwei Milliarden Franken», heisst es in der Studie optimistisch.

Die öffentliche Krankenkasse will «das Kostenproblem bei der Wurzel packen»: «Sie kümmert sich um die Minderheit der Versicherten, die am meisten Kosten verursachen.» Ist das wirklich die Wurzel des Problems?

Prämienanstieg um fünf Prozent

Fest steht: Die Gesundheitskosten steigen seit Jahren stetig. Grund dafür sind unter anderem die alternde Bevölkerung und immer umfassendere Behandlungsmöglichkeiten. Allein im Jahr 2012 beliefen sich die Ausgaben für Spitalaufenthalte, Arztbesuche, Pflege und Medikamente auf 68 Milliarden Franken. Und jedes Jahr steigen die Krankenkassenprämien um durchschnittlich 4,5 Prozent, berechnete der Krankenkassenverband Santésuisse (ausgehend von 1996 bis heute).

Auch dieses Jahr rechnet Santésuisse mit einem saftigen Prämienanstieg um



Auch ein Kostentreiber: der technische Fortschritt in der Medizin.

FOTO: KEYSTONE

rund 4,5 Prozent. Just ein paar Tage vor der Abstimmung Ende September sollen die neuen Prämien bekannt gegeben werden. «Starke Prämiensteigerungen oder der Konkurs einer Krankenkasse kurz vor der Abstimmung werden das Stimmverhalten beeinflussen», glaubt Yvonne Gilli. Ob bei einer Annahme die «Prämienexplosion» tatsächlich gestoppt würde, bleibt offen.

Die Gegner sind überzeugt: «Die Prämien würden mit einer Annahme der Initiative eher steigen. Wenn es keine Konkurrenz gibt, wird das System teurer», sagt die grünliberale Nationalrätin Margrit Kessler.

Ist die Rechnung so einfach? Daniel Stolz, FDP-Nationalrat aus Basel-Stadt, bekräftigt die These: «Unzählige Studien und Fallbeispiele belegen, dass grosse Organisationen zu Ineffizienz neigen, und wenn sie dann auch noch keine Konkurrenz haben, ist es noch schlimmer.» Er ist sich sicher, die Umstellung auf eine öffentliche Krankenkasse würde zu «massiv höheren Prämien» führen.

Ein zentraler Punkt der Gegner sind die Wechselkosten, die eine solche Umstellung nach sich ziehen würde. Die Umstellung würde bis 2023 dauern und zirka 1,75 Milliarden Franken verschlingen, kalkuliert das Wintherthurer Institut für Gesundheitsökonomie. Alle Kundendaten müssten neu aufgenommen werden, da die Datenmigration von den bestehenden Krankenkassen schwierig ist. Ein riesiger Aufwand also. Lohnt er sich, wenn unsicher ist, ob es dadurch zu Einsparungen kommt?

In einem Punkt würde die öffentliche Krankenkasse sicher Einsparungen bringen: bei den Verwaltungs- und Werbekosten. Darüber sind sich Befürworter und Gegner einig. Nur: Wie viel eingespart wird, ist unklar.

Von 300 bis 350 Millionen Franken reden die Befürworter, das wäre eine Einsparung von 1,5 Prozent der Prämien. Die Gegner meinen, es sei noch weniger, da die neue Kasse ebenso Geld für Beratungen und Kundenwechsel aufwenden müsste. Am Ende sei der Gewinn so klein, dass sich die ganze Umstellung nicht lohne.

Freipass für die Krankenkassen

Ob die Prämien sinken oder steigen – darum geht es der Grünen-Politikerin Gilli nicht in erster Linie. Sie will vielmehr «allen Bürgern eine hohe Gesundheitsversorgung garantieren». Gesundheitsversorgung unter dem Motto «Sparen» sei nie gut, sagt Gilli.

Am 28. September könnte aber genau dieser Punkt ausschlaggebend sein. Entscheidend wird sein, welcher Seite es gelingt, überzeugende Argumente für ein kostengünstiges Gesundheitssystem zu präsentieren. Vor einem Jahr hätten 65 Prozent Ja gestimmt (heute sind es nur noch 49 Prozent), Tendenz: sinkend.

Sollte die Initiative scheitern, wäre dies ein Freipass für die Kassen, befürchten die Befürworter. Die Prämien würden dann erst recht nach oben schnellen.

tageswoche.ch/+lsdbg

×

SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr vom
Initiativkomitee warnt vor den
Folgen eines Neins zur Einheitskasse.

«Nein, wir sind keine Einheits- menschen»

von Jeremias Schulthess

Frau Fehr, mögen Sie den Ausdruck
Einheitskasse?

Ich spreche lieber von einer öffentlichen Krankenkasse, so heisst ja auch unsere Initiative. Dieser Begriff zeigt präziser, was wir fordern. Wir wollen eine öffentliche Versicherung – wie die AHV und Suva – die das Wohl der Versicherten in den Mittelpunkt stellt.

**«Wir sind keine Einheitsmenschen»,
sagen die Gegner der Initiative. Wollen
Sie ein sozialistisches Gesundheitssystem,
das alle gleich macht?**

Richtig, wir sind keine Einheitsmenschen! Damit hat unsere Initiative aber nichts zu tun. Die heutige Situation ist folgendermaßen: Über 60 private Krankenversicherungen veranstalten einen teuren bürokratischen Pseudowettbewerb. So kann es nicht weitergehen! Wir wollen eine öffentliche Krankenkasse, welche die Grundversicherung übernimmt. Tiefere Kinderprämien, Franchisenrabatte und Hausarztmodelle bleiben dabei bestehen. Und bei den Zusatzversicherungen ändert sich auch nichts.

Zeigt sich optimistisch: SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr.

FOTO: KEYSTONE



Sie sprechen von Pseudowettbewerb und der Jagd nach guten Risiken. Das sind doch marktwirtschaftliche Mechanismen. Wettbewerb schafft doch auch niedrige Prämien für die Versicherten.

Das ist Humbug. In der Grundversicherung müssen alle Krankenkassen die genau gleichen Leistungen anbieten. So ist das Gesetz. Und das ist richtig so: Sonst bekommen wir eine Zweiklassenmedizin. Wir haben also einen Pseudowettbewerb, der Millionen verschlingt. Heute versuchen die Kassen, die «teuren Fälle» abzuschrecken. Für kranke und alte Menschen bedeutet dieser Kassensdünkel: fiese Schikanen und unfaire Tricks. Das wollen wir ändern.

Die Initiativ-Gegner behaupten, die öffentliche Krankenkasse würde teurer als die jetzigen Kassen. Werden die Prämien wirklich sinken, wenn wir die öffentliche Krankenkasse haben?

Es ist klar, dass die Manager der Krankenkassen mit allen Mitteln versuchen, die Stimmberechtigten zu verunsichern. Sie wollen so ihre überrissenen Saläre und Boni sichern. Unsere Aufgabe ist es, klar aufzuzeigen, weshalb eine öffentliche Krankenkasse die Prämienexplosion stoppen kann. Heute verschleudern die privaten Kassen rund 325 Millionen unserer Prämien für Werbekampagnen und Wechselkosten. Mittel- und langfristig sind die Aussichten für uns Prämienzahlende dank der öffentlichen Krankenkasse gut: Dank Förderung von koordinierten Versorgungsprogrammen und Prävention beträgt das Einsparpotenzial zusätzlich rund zwei Milliarden Franken – das sind rund zehn Prozent der Kosten.

Das klingt gut – ist aber sehr optimistisch. Wie wollen Sie sicherstellen, dass die öffentliche Krankenkasse wirklich nachhaltige Behandlungsprogramme und Prävention fördert?

Wir sehen bei der Suva, wie das geht. Sobald eine Versicherung höhere Risiken nicht mehr über Risikoselektion loswerden kann, beginnt sie, sich so um diese zu kümmern, dass deren Kosten langfristig sinken. Zuerst durch Prävention und dann durch gute, und zwar langfristig gute Behandlungsprogramme. Diese Strategie machte es der Suva möglich, die Prämien in den letzten Jahren zu senken. Für diese verantwortungsbewusste Politik sorgt auch die Zusammensetzung der Leitungsgremien. Analog zur Suva ist bei der öffentlichen Krankenkasse geplant, dass Bund und Kantone, die Leistungserbringer und die Patienten, etwa Vertretungen der Lungenliga oder andere Gesundheitsligen, zusammen die Leitung übernehmen. Damit ist gewährleistet, dass wir die Kosten im Griff behalten.

Im Abstimmungskampf sind Sie David gegen den übermächtigen Kassen-Goliath. Fühlen Sie sich manchmal etwas machtlos gegenüber den millionenschweren Krankenkassen?

Wir finden es falsch, dass die Kassen mit unseren Prämien die millionenschwere Nein-Kampagne finanzieren: Klar wären

uns gleich lange Spiesse im Abstimmungskampflieber. Aber wir haben die Unterstützung von Hunderten von Ärztinnen und Ärzten. Wir bekommen jeden Tag Rückmeldungen von verärgerten Versicherten und haben unzählige Freiwillige, die sich engagieren wollen.

Die Prognosen verheissen nichts Gutes. Glauben Sie noch daran, dass die Initiative angenommen wird?

Momentan ist die Zustimmung zur öffentlichen Krankenkasse gross. Deshalb bin ich optimistisch.

«Auch bei einem Nein kann sich die Kassenlobby nicht zurücklehnen.»

Was passiert, wenn die Bevölkerung Nein sagt? Haben die Versicherten dann einen Freipass, ihre Interessen im Parlament durchzusetzen?

Sicher ist, dass dann die Prämien Jahr für Jahr weiter explodieren. Zu rechnen wäre auch mit einer weiteren Sabotage gegen das neue Aufsichtsgesetz. Ebenso könnte die Umsetzung des verschärften Risikoausgleichs durch die Kassen bekämpft und damit hinausgezögert werden. Es ist uns in der Vergangenheit jeweils nur unter dem Druck einer anstehenden Initiative gelungen, die Kassen einigermassen zu disziplinieren. Ohne diesen Druck wären die Prämien heute noch viel höher, und das Aufsichtsgesetz hätte nicht einmal die ersten Hürden genommen. Ein Nein zu unserer Initiative gäbe den Kassenlobbyisten wieder ein paar Jahre Zeit, ihre Macht weiter auszubauen. Jedoch, auch wenn ein Nein vordergründig für die Kassen ein Sieg wäre: Auf lange Sicht kann sich die Kassenlobby – die übrigens bürgerliche Politikerinnen und Politiker mit hochbezahlten Verwaltungsratssitzen auf ihre Seite zieht – nicht zurücklehnen, denn ihre Politik wird den Ärger der Leute auf die Krankenversicherungen und die Prämienexplosion nicht aus der Welt schaffen.

Die Initiative für sechs Wochen Ferien, die 1:12-, die Mindestlohn-Initiative – alles linke Kernanliegen, die vom Volk abgeschmettert wurden. Eine erneute Blamage kann sich die SP nicht leisten.

Unsere Volksinitiative ist breit abgestützt. Im Trägerverein sind neben der SP verschiedene Konsumentenschutz-Organisationen und Berufsverbände. Auch die bürgerliche EVP hat die Ja-Parole beschlossen. Diese Initiative geniesst bis weit in die politische Mitte Sympathien. Denken wir nur an den langjährigen FDP-Präsidenten Franz Steinegger oder an die Aargauer Ständerätin Christine Egerszegi. Unterstützt wird die Initiative von allen, welche wieder das Wohl des Patienten in den Mittelpunkt stellen wollen und nicht länger das Profitstreben von privaten Versicherungen.

tageswoche.ch/+cccpcp x

BURGHOF



2014 2015

Meret Becker am 16.04.2015 im Burghof
© Kerstin Groh

02.10.14
SAISONERÖFFNUNG:
BILLY COBHAM BAND

10.10.14
OROPAX

16.10.14
**BERLINER BAROCK
SOLISTEN & KRISTIAN
BEZUIDENHOUT**

21.10.14
**GAUTHIER DANCE //
DANCE COMPANY
THEATERHAUS STUTTGART**

27.10.14
**HUBERT
VON GOISERN**

04.11.14
AL DI MEOLA

20.11.14
ALFONS

26.11.14
SUNSET BOULEVARD

NaturEnergie

Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

Tickets: +49 (0) 76 21-940 89-11/12 | www.burghof.com

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo - Fr 9-17 Uhr, Sa 9-14 Uhr
und an den bekanntesten Vorverkaufsstellen – der Vorverkauf läuft!
VVK Schweiz: BaZ am Aeschenplatz, Infothek Riehen, Kulturhaus Bider & Tanner
mit Musik Wyler, Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden

Burghof Lörrach

ReserviX
Mit uns die besten Karten.

★ GLUBOS ★

die Brockenbude am Rappoltshof 12 **061 681 81 04**



Mo 14.00-18.30 / Di-Fr 10.00-12.00 & 14.00-18.30 / Sa 10.00-16.00
mit dem Erlös unterstützen wir die Frauen-Oase Basel

**WIR HOLEN ALLES BRAUCHBARE KOSTENLOS AB UND
MACHEN WOHNUNGS- UND HAUSRÄUMUNGEN**

Tages Woche

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30-12 und 13-17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Noch haben die Randständigen am Claraplatz keinen gestört. Dennoch will sie Grossrat André Auderset vertreiben.

Eine Sitzbank wird zum Politikum

von Michel Schultheiss

Leere Bierdosen sind auf dem klobigen Metallkasten ausgebreitet. Von der trinkfreudigen Gruppe wird der Schreibende zunächst skeptisch gemustert und gefragt, ob er ein Polizist sei. Schliesslich aber erzählen die Anwesenden gerne von ihrem liebsten Treffpunkt. «Bei uns nennt man diese Sitzbank einfach den Sarg», sagt Andreas* schmunzelnd und nimmt einen Schluck «Prix Garantie»-Bier. Der Mann nimmt es mit Galgenhumor. «Vielleicht hat es da eine Alkoholleiche drin.»

Begeistert ist er nicht gerade von der Sitzgelegenheit mit dem makabren Spitznamen – er findet sie zu schmutzig. Seine Kollegin Anna, eine Frau im Rollstuhl, kommt dagegen gerne hierher. An anderen Orten fühle sie sich zu ausgestellt. Hier schätze sie den Schutz durch die Gruppe. «Zudem ist der Denner gleich nebenan», sagt sie, während sie eine Flasche Billigwein in der Hand hält. 60 Franken pro Woche müssten schliesslich reichen.

Bestens bekannte Szene

Die Randständigen, die sich täglich bei der überdachten Sitzbank auf dem Basler Claraplatz für gemeinsames Trinken und Plaudern treffen, sind in Basel bestens bekannt. Schon vor etlichen Jahren hat sich die überdachte Sitzbank als Stammplatz etabliert. Auch nach dem Umbau des Tramhäuschens im Jahr 2009 konnte sich der Treffpunkt mit dem neu errichteten «Sarg» halten.

Erst jetzt aber wird er zu einer politischen Angelegenheit. In einer schriftlichen Anfrage an den Regierungsrat weist André Auderset auf «unerwünschte Gruppierungen» hin. Der LDP-Grossrat bemängelt, dass der Ort von «Personen aus der Alkoholiker- und Drogenszene» belegt würde. Ferner erwähnt er die immer wieder thematisierten «dealenden Schwarzafrikaner». Die beiden Fasnachts-Cliquen «Rätz» und «Die Antygge», die gleich daneben ihre Keller haben, seien sogar gezwungen, für die übenden Jungen einen Begleitservice zur Tramhaltestelle zu organisieren, um sie vor Belästigungen durch «Drögeler und Dealer» zu schützen.

Felix Stohler, Obmann des Rätz-Stammvereins, ist überrascht, dass seine Clique als Kronzeuge für solche Aussagen herhalten muss. «Es erstaunt mich, dass Auderset unseren Vereinsnamen nennt, obschon er noch nie mit mir Kontakt aufgenommen hat», sagt er. Den drastischen Schilderungen im politischen Vorstoss kann er nicht zustimmen: «Ein solcher Begleitservice besteht nicht», sagt Stohler.

Natürlich würden manche Eltern ihre Kinder von den Pfyffer- und Trommelstunden abholen, was aber etwas völlig Normales sei. Mit den Alkoholikern sei die Clique seines Wissens noch nie ins Gehege gekommen. «Es gibt dort Leute, die nicht gerade leise sind, doch wir wurden noch nie belästigt», sagt der Obmann. Die Cliquenanlässe finden ohnehin oft erst am Abend statt, wenn sich die Trinkenden kaum mehr

dort aufhalten. Auch die erwähnten Dealer legen sich nicht mit den Fasnächtlern an: «Mittlerweile wissen die, dass sich dort ein Vereinslokal befindet, und halten Abstand», sagt Felix Stohler.

Alle in einen Topf geworfen

André Auderset erwidert, dass er sich auf einzelne Mitglieder beider Cliquen bezogen habe. Von den «Antygge» konnte niemand erreicht werden, wohl aber der besagte Zeuge der «Rätz». Auch er zeigt sich überrascht. «Ich weiss auch nicht, weshalb André Auderset darauf kommt», meint er. «Nur einmal wollte einer der Alkoholiker bei uns in der «Rätz-Stadt» etwas zu trinken suchen, worauf ich ihn höflich zurückwies», sagt er. Auch ihm ist kein Begleitservice bekannt. Allerdings weist er darauf hin, dass manche seiner Kollegen schon ein mulmiges Gefühl hätten, zu später Stunde den Claraplatz zu überqueren.

Die als «unerwünscht» Bezeichneten wissen dagegen sehr wohl von diesem politischen Vorstoss – so zum Beispiel Marc, der mit seinen 30 Jahren zu den jüngeren gehört. Besonders getroffen hat ihn, dass er und seine Kollegen in einem Atemzug mit den Drogenhändlern genannt werden. «Wir trinken hier unser Bier, sind aber keine Dealer», betont er.

Während die mutmasslichen Dealer eher am Abend aufkreuzen, halten sich die Alkoholiker meistens tagsüber dort auf. «Manche kommen morgens, wenn sie die Notschlafstelle verlassen müssen», sagt Anna. Wie der «Stammgast» Urs erklärt, ziehen die Versammelten meistens am frühen Abend ab. Auch er will nichts mit der Drogenszene zu tun haben: «Junkies werden von uns weggeschickt.»

LDP-Grossrat Auderset: «Auch diese Leute müssen an gewisse Regeln erinnert werden.»

Für André Auderset ist das nicht der springende Punkt. «Natürlich vermischt sich die Drogen- mit der Alkoholszene», meint er. Der LDP-Grossrat kehrt gelegentlich beim «Schiefen Eck» ein und wirft von dort aus ein Auge auf die Gruppe beim Tramhäuschen. «Es gesellen sich dort auch Leute dazu, die ich schon beim Gassenzimmer gesehen habe», sagt er. «Den Passanten, die belästigt werden, dürfte es aber egal sein, aus welcher der beiden Szenen das nun kommt.» In seinem Vorstoss schlägt er vor, die berüchtigte Sitzbank durch Blumentröge zu ersetzen oder ein Wasserspiel aufzustellen, um den Platz für die «normale Bevölkerung» aufzuwerten.

Wenn der «Sarg» weg ist, dürfte jedoch das Problem nicht einfach verschwinden. «Dann sitzen wir halt einfach um den Brunnen herum», sagt etwa Urs. Anders sieht es Anna: «Wir würden einfach woanders hingehen – etwa zum Bahnhof SBB.»



Gemeinsames Trinken und Plaudern: Randständige treffen sich auf dem Claraplatz gerne beim «Sarg».

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Mit der Verdrängung dürfte sich also der Treffpunkt einfach verlagern. Trotzdem sieht Auderset Handlungsbedarf. Er hält es für wünschenswert, dass sich die Szene mehr verteilt. Zudem findet er es störend, dass sich die Randständigen immer mitten auf dem Platz versammeln müssten, gleich bei den Läden und Arztpraxen. «Auch diese Leute müssen an gewisse Regeln erinnert werden», findet der Grossrat.

Weshalb aber kommt der Vorstoss erst jetzt, wenn doch der Treffpunkt beinahe zum «Claraplatz-Inventar» gehört? Laut Auderset habe sich die Situation in den letzten Monaten verschlimmert. «Kürzlich hat mir ein Arzt, der gleich nebenan seine Praxis führt, bestätigt, dass bei diesen Leuten die Aggressivität gestiegen ist», sagt er.

In diesem Punkt ist sich Marc einig mit dem Grossrat: Kürzlich sei es zu einem Handgemenge gekommen. «Zwei von uns

haben um ein Feuerzeug gezankt», erzählt er. Wie er erklärt, handle es sich bei solchen Vorfällen vor allem um Auseinandersetzungen innerhalb der trinkenden Gruppe. Passanten würden aber nicht belästigt – es sei denn, man empfinde das gelegentlich lautstarke Grölen dort als eine Belästigung.

Die Kioskverkäuferin von nebenan kann das bestätigen. Seit vier Jahren arbeitet sie neben dem Treffpunkt. «Es ist eine Katastrophe», sagt sie seufzend. «Zu mir sind die Leute sehr nett und sie respektieren den Kiosk, doch untereinander haben sie oft Krach. Aber sie müssen ja irgendwo einen Platz finden.»

Gassenarbeit will vermitteln

Auch beim Verein für Gassenarbeit Schwarzer Peter ist man sich bewusst, dass die Situation nicht einfach mit einer Verdrängung gelöst werden kann. «Es handelt sich um Leute mit unterschiedlichen Hin-

tergründen», sagt Co-Leiter Tobias Hochstrasser. «Kollektivstrafen machen daher keinen Sinn. Man muss die Personen einzeln anschauen.»

Keineswegs möchte der Gassenarbeiter die Probleme leugnen, wie es André Auderset dem Verein vorwirft. Er gibt aber zu bedenken, dass es in den letzten zehn Jahren mit den Umgestaltungen wie etwa am Bahnhofplatz, beim Theodorsgraben und in der Elisabethenanlage für die Betroffenen enger geworden sei. Daher kämen sich die Leute an Orten wie dem Claraplatz vermehrt in die Quere.

Vonseiten der Gassenarbeit schlägt man deshalb den Dialog vor. Bald soll an einem Runden Tisch zusammen mit den Gewerbevertretern die Situation am belebten Platz geklärt werden.

tageswoche.ch/+kfssy

×

***Alle Namen der Redaktion bekannt.**

Interview Bernhard Heusler

Der Präsident des FC Basel über das «Fundament des Vertrauens», mit dem der Club Erfolge in Serie feiert.

«Für einen Bilanzgewinn

gibt es keinen Pokal»

von Christoph Kieslich, Remo Leupin und Florian Raz

Herr Heusler, wie lebt es sich als Besitzer eines Fussballclubs?
Das bestimmt mein Leben eigentlich wenig. Wir sind ein Team, das den Club besitzt und führt.

Aber als Präsident und Mehrheits-eigner sind Sie das Gesicht des Vereins.
Sicher repräsentiere ich das Führungsteam und den Club nach aussen. Und weil das Fussball-Unternehmen sehr öffentlich ist, spiele ich natürlich auch eine öffentliche Rolle.

Trotzdem sind Sie im gesellschaftlichen Leben der Stadt wenig sichtbar.
Ich geniesse es sehr, an einem Freitag- oder Samstagabend in der Stadt zu sein und mir die gut gemeinten, lustigen oder

auch die weniger gut gemeinten Sprüche und Gerüchte über den Club und mich anzuhören. Vielleicht trete ich aber weniger an offiziellen Anlässen auf.

Hat das einen Grund? Scheuen Sie das Rampenlicht?

Nein, aber ich wehre mich dagegen, eine Person der allgemeinen Öffentlichkeit zu sein, die sich zu allem Möglichen äussern soll. Deshalb beschränke ich mich bei meinen Auftritten auf Themen des Fussballs. Ich trete sehr regelmässig als FCB-Präsident an Anlässen wie zum Beispiel an Abschlussfeiern und Jahresversammlungen auf. Das Ganze ist auch eine Zeitfrage. Daneben halte ich oft abends Vorträge, etwa in Serviceclubs, bei Wirtschafts- und Sportverbänden, an Universitäten

oder an Führungsseminaren von Unternehmen.

Gibt es eine Botschaft, die Sie an solchen Anlässen vermitteln wollen?

Ein zentrales Anliegen ist es, die Vorurteile gegenüber dem Fussball und dem Unternehmen Fussball abzubauen. Zuweilen muss man den Menschen verständlich machen, dass der Erfolg eines Fussballclubs nicht allein wie ein zufälliges Spielergebnis zustande kommt, sondern im Rahmen der Führung am und im Unternehmen konsequent darauf hingearbeitet werden muss. Im Grunde unterscheidet sich der Fussballclub nicht so sehr von anderen Unternehmen. Entscheidend ist immer, dass man die richtigen Menschen fürs Unternehmen gewinnt und wie man die Leute

Bernhard Heusler, 50, ist Wirtschafts-anwalt. Seit 2009 führt er den FC Basel operativ, seit 2012 ist er Präsident der FC Basel Holding AG. Er ist verheiratet, Vater von zwei Kindern und lebt in Binningen.



«Ich wehre mich dagegen, eine Person der allgemeinen Öffentlichkeit zu sein, die sich zu allem Möglichen äussern soll.»
Bernhard Heusler über seine gesellschaftliche Rolle als FCB-Präsident.

FOTOS: NILS FISCH

führt, von denen man im Team Höchstleistungen erwartet.

Wie lautet Ihre Führungsmaxime?

Dass man im ganzen Unternehmen ein Fundament des Vertrauens schafft, ist für mich das Allerwichtigste. Auf keiner Ebene darf sich ein Klima der Missgunst oder des Neides etablieren – bei der ersten Mannschaft nicht, aber auch nicht im Backoffice. Jeder im Unternehmen muss sich bewusst sein, dass seine Arbeit am Ende nur dem Erfolg der Mannschaft auf dem Rasen dient. Wenn ich eine super Buchhaltung mache, aber auf dem Rasen nicht gewonnen wird, ist meine Arbeit auch nichts wert. Das ist nicht ganz einfach – lehrt einen aber auch Demut. Und so kann ich auch jemandem im Backoffice erklären, dass ein 18-Jähriger zehnmal mehr verdient als er.

Sie haben fünf Meistertitel in Folge geholt, der Verein hat einen Rekordumsatz erzielt, die Eigenkapitaldecke stimmt – also alles richtig gemacht?

Sie wissen ganz genau, dass ich dazu Nein sage (lacht). Natürlich machen wir immer wieder Fehler. Wichtig ist, dass man diese in einem kleinen Rahmen hält und sofort korrigiert, vor allem im Personalbereich. Jede Firma lebt von den Menschen. Hier haben wir in den letzten Jahren wenige oder wenige grosse Fehler gemacht.

Oder Sie haben rechtzeitig eingegriffen, wie bei den beiden jüngsten Trainerwechseln.

Das sagen Sie. Aber generell gilt, dass Personalentscheide rechtzeitig zu fällen eine zentrale Führungsaufgabe ist.

Sie haben von der Firmenphilosophie gesprochen. Gibt es auch eine FCB-Philosophie, die Sie nach aussen vertreten?

Die Führungsphilosophie, die wir nach innen zu leben versuchen, bestimmt auch die vieldiskutierte Fan- und Sicherheitspolitik unseres Clubs. Wenn man ein Fundament des Vertrauens schaffen will, heisst das auch, dass man sich gerne mit Menschen auseinandersetzt. Genauso, wie sich der Trainer des FCB mit allen 24 bis 30 Spielern befassen muss, also auch mit den schwierigen, setzt sich der Verein mit seinen Fans auseinander – auch mit den schwierigen. Als Präsident kann ich nicht meine Mannschaft liebhaben, wenn sie gewinnt, und sie hassen, wenn sie mal nicht gewinnt. Dasselbe gilt für das Publikum. Ich kann die Fans nicht mögen, wenn sie einmal eine schöne Choreografie gemacht haben, und sie alle hassen und pauschal verurteilen, wenn Fans mal negativ auffallen.

Ihre Brandrede an die Fans...

Das war keine Brandrede...

Gut, Ihre Rede an die Fans nach dem Aarau-Spiel, das mit einem Fankrawall endete, stiess auf grosses Echo. Wie fühlten Sie sich, als Sie im St.-Jakob-Park vor 30 000 Fans standen?

Der Auftritt ergab sich spontan nach den Vorfällen in Aarau, die das Fass zum Überlaufen gebracht hatten. Aber die Rede war mit dem Mannschaftsrat und den Entscheidungsträgern des Clubs abgespro-



«Freiräume haben dort ihre Grenzen, wo andere Menschen beeinträchtigt werden.»

chen. Es war ja auch nicht eine Rede, die sich nur an jene richtete, die sich unseres Erachtens nicht korrekt benommen hatten – es war ein Appell an alle, die sich mit dem Ereignis befassten. Also auch an die Populisten, aber auch an die Medien. Es ist schade, wenn das schlechte Benehmen von ein paar wenigen Leuten viel mehr in den Vordergrund gerückt wird als die sportliche Leistung der Spieler. Und schädlich ist, wenn solche Ereignisse missbraucht werden, um Politik in eigener Sache zu machen.

«Schon immer forderten junge Leute Räume, in denen sie sich zu einem gewissen Grad autonom entfalten können.»

Bei Ihrer Rede sind Sie manchem Beobachter wie ein römischer Volkstribun vorgekommen. Ihre Worte wurden positiv aufgenommen, es gab keine Pfiffe. Wie wirkte diese Erfahrung auf den Menschen Bernhard Heusler?

Als Volkstribun empfand ich mich nicht. Ich richtete mich ja auch nicht an mein Volk wie ein Politiker, der seine Wähler mobilisieren will. Ich sprach viel mehr zu uns allen. Es hatte einfach einer von uns das

Mikrofon in der Hand, und das war halt ich. Besonders nervös machte mich das aber nicht. Ich war viel nervöser vor der Konfirmationsrede für meinen Sohn am Vormittag jenes Sonntags.

Die Fans haben angekündigt, dass sie die Ereignisse in Aarau aufarbeiten wollen. Was erhoffen Sie sich davon?

Vor allem habe ich nicht die Illusion, dass dadurch nie mehr etwas in der Kurve geschehen wird. Dass sich jene Leute, die die Fankultur mit vollem Herzen leben, jenen wenigen anderen, die die Plattform Fankultur und den Fussball für ihre Zwecke missbrauchen, entgegenreten, das erhoffe ich mir. Dass ein Bewusstsein entsteht für die enormen Anstrengungen des FC Basel, den Freiraum der Fankultur weiterhin zu ermöglichen – dies in einem Umfeld, das diesen Freiraum am liebsten zerstören möchte.

«Freiraum» – das ist ein Wort, das in Basel in einem anderen Zusammenhang oft genannt wird. Warum ist dieses Thema heute plötzlich so virulent geworden?

Das war doch schon früher so! Während meiner Gymi-Zeit waren alternative Jugendzentren das grosse Thema. Damals wurden genau die gleichen Themen diskutiert. Schon immer forderten junge Leute Räume, in denen sie sich zu einem gewissen Grad autonom entfalten können. Diese Diskussion erlebe ich im Fussball genau

gleich, aber leider zum Teil übersteigert emotionalisiert und simplifiziert, was typisch für den Fussball ist. Freiräume haben im und ausserhalb des Fussballstadions dort ihre Grenzen, wo andere Menschen beeinträchtigt werden und das Ganze zur Zerstörung führt. Es ist das Problem aller Autonomiebewegungen und auch der Jugendbewegung Fanszene Schweiz, dass sie missbraucht werden von Leuten, die diese Grenzen nicht respektieren wollen.

Aus Ihren Worten hören wir aber schon eine gewisse Sympathie für solche Bewegungen heraus.

Wenn Respekt gegenüber Menschen Sympathie bedeutet, dann ja. So bin ich ein absoluter Gegner jener Kreise, die die Fanszene Schweiz «ausmerzen» wollen. Der Begriff «ausmerzen» stand sogar ungestraf in einigen Zeitungen – ich habe dieses Wort das letzte Mal in Geschichtsbüchern gelesen... Ich bin der Meinung, dass wir in einem demokratischen Rechtsstaat leben, in dem auch solche Bewegungen eine Existenzberechtigung haben. Natürlich gäbe es Mittel und Wege, solche Jugendbewegungen aus den Stadien zu verbannen – aber damit würde man sie ja nicht aus der Gesellschaft schaffen.

Das wäre in Ihren Augen also eine falsche Strategie?

Es wäre nicht unsere. Ich könnte ein solches Vorgehen nicht authentisch mittragen. Aber je stärker der Fussball kommerzialisiert wird, desto stärker könnte eine solche Tendenz werden.

Mit dem Konkordat können die Behörden massiv durchgreifen. Jetzt fällt aus der Ecke der Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren und -direktoren schon das Stichwort «Wegfall der Stehplätze».

Voraussetzung zum Beispiel für Kombitickets wären ausverkaufte Stadien. Aber solange Billets im Internet erworben werden können, untergräbt das diese Massnahmen und schafft eher neue Probleme. Ich mag gar nicht mehr über die negativen Folgen einzelner Massnahmen diskutieren, die durch das Konkordat möglich sind. Ich wünsche mir, dass alle Entscheidungen treffen, die nicht nur politisch opportunistisch sind, sondern auch wirklich helfen. Das gilt auch für unsere Fans, von denen ich manchmal höre, sie müssten nach von ihnen als schikanös empfundenen Massnahmen aus Prinzip Probleme machen, weil sonst die Öffentlichkeit glaubt, es würde helfen, wenn man sie gängelt. Diese Situation habe ich schon öfter angetroffen. Dieses Ping-Pong, wenn die ganze Sache auf eine ideologische Ebene gehoben wird, womit dem Club die Einflussnahme genommen, aber die Verantwortung gegeben wird, ist ausserordentlich gefährlich. Leider habe ich den Eindruck, dass es zuletzt nicht besser geworden ist.

Nach fünf Meistertiteln in Serie und Rekordumsätzen – wo soll es mit dem FC Basel hingehen?

(Überlegt)

Vorschlag: Ein sechster Titel in Serie?

Ich komme gerade aus dem Trainingslager zurück und stelle fest: Es gibt nichts Uninteressanteres als über vergangene Erfolge zu reden. Die Vision muss sein, sich immer wieder neu zu erfinden. Wir haben auch wahnsinnig Glück gehabt, in den letzten fünf Jahren das nach dem Jahrtausendwechsel geschaffene Fundament stärken und den Club breiter abstützen zu können. Dazu gehörte als erster Schritt die Beteiligung am Catering im Stadion, die die Übernahme der Vermarktungsrechte im St.-Jakob-Park erst möglich gemacht hat.

«Ich habe keine konkreten Vorstellungen, was ich machen würde, wenn ich morgen den FCB abgeben würde.»

Bis hierhin haben Sie sehr viel erreicht, beruflich als Anwalt und nun als Clubpräsident. Und was kommt danach?

Eigentlich war es kein typischer Karriereschritt, FCB-Präsident zu werden. Es lief gut als Wirtschaftsanwalt bis 2003, und es deutete nichts darauf hin, dass ich den Beruf verlassen würde. Jetzt habe ich faktisch in vielerlei Hinsicht den Beruf verlassen, in dem ich das Hauptmandat beim FCB habe und daneben meine Verwaltungsratsmandate pflege. Ich habe keine konkreten Vorstellungen, was ich machen würde, wenn ich morgen den FCB abgeben würde. Vielleicht würde ich beratend etwas im Fussballbereich machen, weil ich in zehn Jahren Know-how angesammelt habe und weil der Fussball mich fasziniert. Vielleicht aber auch etwas anderes, wo ich die gewonnenen Erkenntnisse nutzen kann.

Hat der FC Basel eine besondere Stellung, weil er einer der wenigen Clubs in Europa ist, der keine Schulden hat, sondern über eine ordentliche Eigenkapitaldecke verfügt?

Ich habe da zu wenig Übersicht. Aber was ich feststelle: Die Clubs aus unserer Gewichtsklasse sind schon neugierig, wie das bei uns läuft. Zu diesen interessierten Clubs zählen auch die grossen aus Istanbul. Die nehmen zur Kenntnis, wenn wir fünf Mal hintereinander Schweizer Meister werden – aber sie schauen vor allem auf den internationalen Erfolg und sehen, dass wir auch noch wirtschaftlich gesund dastehen. Das interessiert sie schon, und wenn sie dann noch hören, wie wenig wir national an Fernsehgeldern bekommen, dann nimmt es sie noch mehr wunder.

Ist das die vielleicht noch grössere Leistung des FC Basel als die fünf Titel in Serie: Dass das wirtschaftliche Fundament ausgebaut wurde?

Das hängt natürlich miteinander zusammen. Machen wir uns nichts vor: Das war ja kein genialer Kniff, sondern die Ver-

bindung von sportlichem Erfolg und einem Team, das aus meiner Sicht auch neben dem Platz gut aufgestellt ist.

Wie viele Angebote haben Sie denn schon für Ihr Aktienpaket erhalten?

Ich habe nicht den Eindruck, dass wir nach aussen den Eindruck vermitteln, dass wir «for sale» sind. Und ich sage bewusst wir. In der Regel wechseln im Fussball die Besitzer auch eher in Krisensituationen.

Und wie erleben Sie jetzt den neuen Trainer? Paulo Sousa soll ja nicht nur frischen Wind in die Kabine bringen, sondern nach Ihrer Ankündigung auch die Clubführung fordern.

Ich erlebe Paulo Sousa als extrem professionell, er generiert Freude, obwohl er sehr hohe Ansprüche hat. Aber wenn ich das sage, dann wird das sofort negativ gegen den Vorgänger ausgelegt. Deshalb habe ich gelernt, nach aussen als stiller Beobachter der Trainerarbeit aufzutreten. Ich schaue sehr genau zu, mache mir ein Bild, aber weiss auch, dass es am Schluss im Fussball angeblich nur eine Wahrheit gibt: der Totomat. In der Öffentlichkeit ist das zumindest so, nicht für mich. Aber was soll ich mich aus dem Fenster lehnen und etwa verkünden, dass Kakitani ein super Transfer ist. Die Leute im Stadion entscheiden, die Medien, ob das eine Transferbombe oder ein Rohrkrepierer war. Also sage ich über den Trainer: Es gibt verschiedene Wege zum Erfolg; er schafft hart und er schafft so, wie man schaffen muss, wenn man erfolgreich sein will.

Für diesen Erfolg hat der FCB aus seinen immensen Transfereinnahmen allein für Mohamed Salah und Yann Sommer in – vorerst einmal – fünf neue Spieler reinvestiert. Wir schätzen, dass der Club für Tomas Vaclik, Luca Zuffi, Shkelzen Gashi, Derlis González sowie Yoichiro Kakitani rund zwölf Millionen Franken Ablösesumme bezahlt hat.

Es ist viel Geld, vielleicht noch etwas mehr mit den Nebengeräuschen. Dazu kommt noch die definitive Verpflichtung von Marek Suchy.

Sind diese Transfers auch ein Signal an die Anhänger? Der Zweck des FC Basel kann ja nicht nur sein, Rekordumsätze und Gewinne zu machen und Rücklagen zu bilden.

Die Fans sind nicht Fans von Bilanzgewinn, die wollen guten Fussball sehen. Sie sind froh, wenn sie wissen, dass der Club finanziell nicht bachab geht. Aber dafür gibt es keine Pokale und keine Feier auf dem Barfi, und deshalb kommt auch niemand ins Stadion. Wir führen ein Theater auf, das immer wieder aufs Neue attraktiv sein muss. Ich bin froh um die neuen Spieler und stelle fest, dass Fans einerseits wütend und enttäuscht sind, wenn uns Spieler verlassen, dass sie auf den modernen Profifussball schimpfen. Und gleichzeitig spüre ich, dass sie sich Veränderungen wünschen, dass neue Spieler kommen, auf die sie gespannt sein können.

tageswoche.ch/+wg65j

×

In der Region Basel geht es bald um sehr viel, in der Schweiz um alles oder nichts. Und die Volksvertreter – singen.

Die Stunde der Ideologen

Wer sind wir? Mit wem wollen wir? Und mit wem lieber nicht? Es sind grosse Fragen, welche die Region Basel und auch die Schweiz in diesem Jahr und den nächsten Jahren beantworten müssen.

Die beiden Basel stimmen am 28. September über die Fusion ihrer Kantone ab. Danach geht es auf nationaler Ebene um alles oder nichts im Verhältnis zu Europa.

Noch stehen der Region Basel und der Schweiz viele Möglichkeiten offen. Nur den Politikern und Parteien ist schon alles klar. Die eigene Position, die des Gegners, das heilige Ziel: alles unverrückbar. Möglichst viele Stimmen auf seine Seite zu bringen, darum geht es jetzt – und nur noch um das.

So scheitern dringend nötige Debatten, noch bevor sie wirklich begonnen haben. Statt die Vor- und Nachteile einer Kantonsfusion von Baselland und Basel-Stadt vorsichtig zu prüfen, singen die Gegner lieber

«Wenn alles grünet und blüht»: Kornernte in Rüenberg im August 1944.

FOTO: KEYSTONE



alte Heimatlieder. Statt die vielen Möglichkeiten in der Zusammenarbeit mit Europa gemeinsam auszuloten, verharren die einen bei ihrem prinzipiellen Nein zur EU, während sich die anderen in ausschweifenden Erläuterungen verlieren.

Wie konsequent die beiden Blöcke aneinander vorbei politisieren, zeigen zwei Szenen aus dem Baselbiet der letzten Tage.

Erster Schauplatz: der Landratsaal in Liestal. Das Mobiliar aus den 1970er-Jahren, an den Wänden noch sehr viel ältere Gemälde. Heroenkult aus der Zwischenkriegszeit: kräftige Bauern, fleissige Arbeiter, treu sorgende Mütter. Geleitet werden die Sitzungen von Landratspräsidentin Marianne Hollinger (FDP), die bei ihrem Amtsantritt Heugabeln verteilt hatte – eine kleine Reminiszenz an die «Aescher Wyber», die im Krieg gegen die Stadt anno 1833 eine entscheidende Rolle gespielt haben sollen.

Thema dieser Sitzung ist aber nicht die Trennung, sondern die Wiedervereinigung. Den ersten grossen Auftritt hat Dominik Straumann von der SVP. Der Mann steht auf und beginnt zu singen. Das «Baselbieter Lied». Nun erheben sich auch seine Parteikollegen, ein Grossteil der FDP-Fraktion und alle fünf Regierungsräte und stimmen mit ein. «Das Ländli isch so fründlig, wenn alles grüent und blüeht, drumm hei m'r au keis Land so lieb wie euses Baselbiet.» Und so weiter, vier Strophen Idylle. Damit sei zu diesem Thema alles gesagt, meint Straumann.

Etwas Substanzielles zu sagen haben sie also offenbar nicht, Straumann und seine Mitstreiter, reden wollen sie aber doch. Das tönt dann so: Basel-Stadt und Baselland passen einfach nicht zusammen, weil Basel weder Geld noch eine wirkliche Kultur habe, dafür überall dieser Abfall, schlimmer als Neapel, man könne das ja in der Zeitung lesen. Wie anders sei da das Baselbiet! Wenn sich die Städter da anhängen wollen, könnten sie ja ein Anschlussbegehren stellen.

Patriotische Wallungen

Ganz besonders patriotisch geben sich FDP-Fraktionschef Rolf Richterich und SVP-Präsident Oskar Kämpfer, der eine im Laufental geboren, als dieses noch bernisch war, der andere ein Walterswiler (ebenfalls BE), der seinen aktuellen Wohnort nicht richtig aussprechen könne, wie ein bekannter Basler Politiker kürzlich an einem Apéro süffisant bemerkte (Kämpfer sagt «Therwil», korrekt wäre: «Därwell»).

Das ist selbstverständlich ein etwas kurioser Vorwurf. Aber wie lässt sich noch mit Vernunft reagieren, auf diese patriotischen Wallungen? Auf Landräte, die lieber singen als reden? Überhaupt auf diese Baselbieter Hymne, die zwar nett klingt, aber vom Inhalt her kaum etwas mit der Realität zu tun hat – und das auch noch nie hatte?

Das Baselbieter Lied ist ein Sehnsuchtslied, gedichtet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Wilhelm Senn, einem Heimwehbaselbieter, der in der Stadt arbei-

tete und lebte. Abends traf er sich mit anderen Heimwehbaselbietern im «Baselbieter Chränzli», um die verlorene Heimat zu besingen, dieses Ländli, so schön, so lustig und so frei, wie es nur in der Phantasie möglich ist.

Den SVPLern und FDPern ist das egal. Weil sie wissen, dass Politik, reduziert aufs Maximum, immer funktioniert, sobald die Botschaften gut genug klingen. Oder, fast noch besser: wenn sie abschreckend wirken. Für unsere Heimat, euses schöne Baselbiet. Und gegen die Städter, die sich selbst von ein paar Wybern auf die Heugabeln spiessen lassen. Also drischt man auf sie ein, im Landrat, heute im Jahr 2014, fast so wie damals bei der Trennung 1832/33 auf dem Schlachtfeld.

Zum zweiten Schauplatz. Dorthin, wo Geschichte möglichst Geschichte bleiben soll, wo die Hauptdarsteller die Zukunft gestalten wollen. Zum «Ebenrain» in Sissach, einem Schloss, das alles hat, was ein Schloss haben muss. Repräsentative Säle, spezielle Trakte fürs Personal, einen französischen Park und angeblich sogar ein Gespenst.

Politik, aufs Maximum reduziert, funktioniert, sobald die Botschaft gut klingt. Oder abschreckend.

Die nicht zur Ruhe kommende Seele ist die des zweiten Schlossbesitzers, der im damaligen Holländisch-Guyana zuerst mit einer Sklavin ein Kind hatte, dann eine Mulattin heiratete, zurück in die Schweiz flüchtete, hier seine zweite Frau heiratete und sich schliesslich, als alles aufflog, das Leben nahm. Heute wird sein Gut, das als schönster Barock-Landsitz weit und breit gilt, gerne für Empfänge genutzt.

An diesem 3. Juli 2014 ist Winfried Kretschmann zu Gast, der Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Der Grüne hatte schon bald nach seiner Wahl 2011 einen Höflichkeitsbesuch in der Schweiz angekündigt. Jetzt ist er endlich da – aber nicht nur, um mit den Nachbarn ein paar Nettigkeiten auszutauschen.

Seit dem 9. Februar und dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative in der Schweiz gibt es einen drängenden Grund für ein Treffen: die rund 50 000 Grenzgänger aus Baden, die in der Schweiz arbeiten. Von den beschlossenen Einschränkungen werden auch sie betroffen sein, so viel steht nach der Abstimmung fest. Unklar ist nur noch, in welchem Masse. Das muss nun ausgehandelt werden.

Das Ja zur Einwanderungsinitiative werde der Schweiz nicht gut tun, sagt Kretschmann beim Kaffee im Schloss vor der regierungsrätlichen Delegation der beiden Basel, vor Journalisten und dem eigenen Gefolge, bestehend aus dem deutschen Botschafter, der Freiburger Regierungspräsidentin, Sicherheitsleuten, Beratern.

Kretschmann wird beim Thema «Schweiz» deutlicher, als man sich das von Staatsgästen gewohnt ist. Trotzdem wirkt er immer recht freundlich, allein schon wegen seinem Schwäbisch. Und dann hat Kretschmann auch noch die Fähigkeit, Kritik mit Lob zu verbinden und sie so in ein zukunftstaugliches Modell zu verwandeln.

Zusammenwachsendes Europa

Eigentlich, sagt Kretschmann, müsste die Schweiz mit ihrer langen demokratischen Tradition und ihrem gut funktionierenden Föderalismus, ihrer kulturellen, sprachlichen und religiösen Vielfalt doch ein Vorbild für Europa sein, eine «Blaupause». Dafür brauche es Offenheit. «Wir dürfen keine Mauern hochziehen, sondern müssen eine Willkommenskultur pflegen. Etwas anderes können wir uns in all diesen globalen Verflechtungen gar nicht mehr leisten», sagt er.

Das Globale und das Regionale ist auch so ein Gegensatz, den Kretschmann gerne zu einem schönen, grossen Ganzen verbindet: «Natürlich gibt es diese Angst um den Verlust der eigenen Identität. Ich bin aber überzeugt, dass die Regionen und Nationalstaaten ihre Identität nur wahren können, wenn sie sich unter dem subsidiären Dach eines starken Europas vereinen können.» Sonst würden sie sich dem globalen Wettbewerb ausliefern, der die Identität noch «sehr viel schneller abschleife».

Schliesslich weist Kretschmann wie vor ihm schon der Baselbieter Regierungspräsident Isaac Reber darauf hin, welche positive Ansätze es doch gerade im «Trime-tropolitanraum» rund um Basel, Strassburg und Freiburg gebe. Die neue Strassenbahn von Basel nach Weil am Rhein, die gemeinsamen Gremien mit Vertretern aus der Schweiz, aus Frankreich und Deutschland, die Kooperation der Hochschulen mit dem Ziel, eine «Exzellenzregion der Wissenschaft» zu schaffen. «Diese Zusammenarbeit müssen wir noch weiter vertiefen. Das ist das Gebot der Stunde im zusammenwachsenden Europa.»

«Herr Kretschmann, kommen Ihre Botschaften in der Schweiz an?», fragen wir ihn beim Interview, zwischen Kaffee, Arbeitssitzung mit der Delegation der beiden Basel, Apéro und Mittagessen, alles im Schloss.

Der Ministerpräsident gibt eine ehrliche Antwort. Er rede ja vor allem mit Vertretern der Exekutive, die selbst gegen die Einwanderungsinitiative gewesen seien. Entsprechend gross sei jetzt ihr Verständnis für die Sorge Baden-Württembergs um die Grenzgänger.

Herr Kretschmann, kann es nicht vielleicht sein, dass Sie mit den falschen Leuten reden? Wäre es nicht wichtiger, die Gegner zu überzeugen?

Nun gibt der Ministerpräsident eine ehrliche und eine politische Antwort. Die ehrliche lautet: Doch, schon klar. Dann folgt die politische: Die Entscheidung sei ja bereits gefallen, nun müsse er sich an die



Bilder vom verlorenen Paradies: Apfelernte bei Ramllinsburg und Maisingen in Liestal in den 1950ern.

FOTOS: KEYSTONE

Regierungsvertreter halten und versuchen, gemeinsam noch das Beste aus der Situation herauszuholen.

Das ist korrekt. Solange die einen ihre schönen Visionen aber nur im geschützten Rahmen eines vornehmen Ambientes austauschen, während die anderen ihre einfachen Botschaften verkünden, ist die Gefahr für Kretschmann gross, dass er in den nächsten Jahren häufiger in die Schweiz kommen muss. Wegen Problemen, die Mal für Mal grösser werden.

Was tun, wenn mit der Personenfreizügigkeit Schluss ist? Was, wenn die Bilateralen Verträge gekündigt werden, das Rahmenabkommen zwischen der Schweiz und der EU scheitert?

Winfried Kretschmann sähe die Schweiz selbstverständlich am liebsten in der EU. Noch gäbe es aber auch ganz viele Zwischenlösungen.

Doch für die Behörden ist es in der Schweiz ganz generell schwierig geworden, Kompromisse zu finden und diese auch durchzusetzen. Zu diesem Schluss kommt jedenfalls der VOX-Trendbericht zu den Jahren 2002–2013. Darin stellt das Meinungsforschungsinstitut gfs fest, dass die Polarisierung in der Politik tendenziell zugenommen hat – und damit auch das Misstrauen gegenüber den Behörden. Das zeige sich vor allem bei Vorlagen, denen eine hohe nationale Bedeutung zugeschrieben wird. Das heisst: bei allen Vorlagen, die mit Europa zu tun haben.

Eine Überraschung sei das nicht, schreibt das gfs. Politikwissenschaftler wie der Deutsch-Amerikaner Herbert Kitschelt hätten bereits vor 20 Jahren vorausgesagt, wie gegensätzlich die Bürgerinnen und Bürger auf die Globalisierung reagieren würden. Die einen verunsichert und ablehnend, die anderen betont weltoffen. Die einen, das sind die finanziell eher schlecht gestellten und die Stimmbürger in den ländlichen Gebieten, die anderen die eher gut Gebildeten und gut Verdienenden in den Städten.

Gegen, gegen, gegen

Unten gegen oben, simpel gegen abgehoben, nationalkonservativ gegen links-liberal, gegen gegen gegen, unnachgiebig, unvereinbar, auch weil die Widersprüche in den Medien systematisch akzentuiert werden. Gerade in der Region Basel, wo die «Basler Zeitung» von Christoph Blocher es sich zum Ziel gemacht hat, «die Politik aus den Angeln zu heben», was einige Städter derart empört, dass sie Symposien über die teilweise doch eher kuriose Berichterstattung der BaZ abhalten und ein noch junges Medium wie die TagesWoche fast wie logisch zur anderen Seite des politischen Spektrums tendiert. Ob Basel nur so zu retten ist, wie die BaZ-Kritiker glauben?

Man kann ja noch hoffen, dass die Zukunft der Region auch von anderen Fragen abhängt. Das Problem ist allerdings, dass die Debatten nicht nur dann ideologisch werden, wenn es um die Kantonszugehörigkeit geht, um die Schweiz oder Europa.

Im Baselbiet lehnt der bürgerlich dominierte Landrat nur schon aus Prinzip alles ab, was aus der Bildungsdirektion kommt, weil sie in dem Bereich inzwischen gegen jeglichen Reformversuch ist (Vorwurf: «Kuschelpädagogik»). Und gegen den zuständigen Regierungsrat Urs Wüthrich (SP!) erst recht.

In der Stadt wiederum streitet das Parlament seit Monaten über ein neues Verkehrskonzept, als ginge es dabei um den

Grundsatz: Auto ja oder nein – und nicht um die eigentlich ganz banale Frage, welche Strasse eher für den Privatverkehr und welche eher für die Menschen da sein sollte.

Selbstverständlich gibt es auch Politiker, die sich dieser Logik entziehen. Der freisinnige Balz Stückelberger ist so einer. In der ersten Landratsdebatte stimmte er als Einziger in seiner Fraktion für die Fusionsinitiative. Weil es ihm wichtig sei, dass zumindest geprüft werde, welche Chancen eine Wiedervereinigung bieten würde. «Ich denke wirtschaftlich und will eine dynamische Region, keinen Stillstand», sagte er in der Debatte. In der zweiten schwie er und schämte sich. Das war die Stunde der baselbietreuen Ideologen.

Die Schweizer entscheiden mal liberal, mal konservativ – also recht differenziert.

Ganz allein steht Stückelberger in seiner Partei trotzdem nicht da. Im Frühjahr hat seine Arlesheimer Ortspartei ein «Liberales Manifest» verabschiedet, das sich wie ein Gegenprogramm zur Politik der eigenen Landratsfraktion liest. Wider die gesellschaftliche Erstarrung, für Freiheit und Offenheit. Darum begrüsst die Arlesheimer FDP auch die «Diskussion über die Prüfung einer Kooperation oder Fusion zwischen den beiden Basel sowie der Stärkung der Region Nordwestschweiz», wie es in dem Manifest heisst.

Neu sind solche Auseinandersetzungen im Baselbieter Freisinn nicht. Emil Frey, der seine politische Karriere im amerikanischen Sezessionskrieg gleich als Freiheitskämpfer startete, später Regierungsrat, Journalist und Bundesrat wurde, dieser Tausend-sassa überwarf sich 1905 mit der Spitze der alten und seiner Ansicht nach verkrusteten Baselbieter FDP. Er und seine Mitstreiter gründeten eine neue Partei, und die alte war bald einmal vergessen – ganz im Gegensatz zu Freys sozialreformerischen Ideen.

Offenheit kann sich also durchaus lohnen – und Verbohrtheit rächen. Das scheint auch das Volk so zu sehen. Eine weitere Erkenntnis der VOX-Analyse besteht jedenfalls darin, dass die Schweizerinnen und Schweizer ihr Abstimmungsverhalten immer wieder leicht ändern. Mal entscheiden sie eher konservativ, mal eher fortschrittlich, mal eher protektionistisch, mal eher liberal. Die Grundhaltung versuchte die Autorin der Studie wie folgt zu beschreiben: «Eine Öffnung der Schweiz wird also gewünscht, allerdings soll sich der Status der Schweizerinnen und Schweizer dadurch nicht verschlechtern.»

Das ist eigentlich eine recht differenzierte Haltung. Eine, die eine entsprechende Debatte verdient hätte.

tageswoche.ch/+usezh

×

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Osttangente

Ein Rheintunnel soll die Autobahn entlasten. Doch die Frage ist: Wer zahlt?

Seite
27

Trinkwasser

Keine Flaschen mehr für die Verwaltung – Hahnenwasser reicht, fordern die Grünen.

Seite
28

Iselin

Ein Quartierbewohner kämpft gegen den Scientology-Hauptsitz. Und sucht Spender.

Seite
26

WM 2014

Fifa-Boss Sepp Blatter provoziert in Brasilien: «Wo sind denn jetzt die grossen Proteste?»

Seite
24

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Nutzt die Prioritäten der Brasilianer für seine Zwecke: Fifa-Präsident Sepp Blatter.

FOTO: REUTERS

Ticket-Skandal

Die WM 2014 begleiten illegale Ticket-Deals, ein hoher Funktionär wurde verhaftet, tageswoche.ch/+ww1kl

Reaktionen aus der Community

von Fabio Montale
• Nein, darüber redet niemand. ER steht zur Wiederwahl. Aber warum redet niemand über die Fifa, die so arm ist, dass sie nicht einmal freiwillig Steuern bezahlt.

von Sandro Monti
• Die halbe Schweiz hat Ferien. Da wollen nicht alle sich empören über die WM. Aber alle Punkte sind richtig. Guter Artikel.

Sepp Blatter

Der Fifa-Boss spielt mit dem Feuer

von Andrea Müller

Sepp Blatter höhnte vergangene Woche in Rio de Janeiro: «Wo ist sie denn geblieben, die soziale Unzufriedenheit? Wo sind denn jetzt die grossen Proteste?» Zumindest wird der Fifa-Boss von «Folha», der grössten Tageszeitung Brasiliens, so zitiert. «Wenn er das tatsächlich gesagt hat», empört sich Antonio Costa von der NGO Rio de Paz, «dann könnte er ernste Schwierigkeiten bekommen.»

Tatsächlich ist die Aussage Blatters, der im Luxushotel an der Copacabana residiert, eine Frechheit. Er könnte zu Fuss einige Schritte auf der Hinterseite seines Hotels rausgehen und die sozialen Probleme in den Favelas gleich hinter der Fifa-Zentrale an der Copacabana sehen und erleben. Hinter der schönen Fassade der WM dauert der Krieg («urban war») in den Favelas an.

«Keine Zeit» für Favela-Besuch

Die NGO Rio de Paz hat Blatter eingeladen, eine der Favelas in unmittelbarer Nähe zum Maracana-Stadion persönlich zu besuchen. Die PR-Leute der Fifa haben den NGO-Präsidenten über Wochen mit freundlichen Worten hingehalten. Anders als das holländische Nationalteam hat der Fifa-Boss aber «keine Zeit gefunden», eine Favela zu besuchen. Aber ein Urteil hat er sich erlaubt: «Wo ist die soziale Unzufriedenheit denn?»

Dass es in den und um die Favelas hier in Rio, abgesehen von den paar Toten, relativ ruhig geblieben ist, verdankt die Fifa vor allem der brasilianischen Regierung auf Zentral- und Provinzebene. Sie hat die von den Drogenkartellen kontrollierten Favelas im Bereich der WM zunächst durch die Armee besetzen und anschliessend von der «Befriedigungspolizei» UPP (Unidades de Policia Pacificadora) bewachen lassen. Zuletzt geschah das kurz vor der WM noch mit den Favelas, welche am Weg vom Flugplatz bis zum Stadtzentrum, dem Maracana-Stadion und den Vorzeigestränden Copacabana und Ipanema liegen.

«Szenenkenner» in den Favelas sind überzeugt, es habe vor der WM einen Deal gegeben zwischen den Sicherheitsbehörden und den Drogenbossen.

Viele wichtige Bosse der Drogenkartelle sitzen hinter Gittern, was aber noch lange nicht heisst, dass sie in den Favelas nicht immer noch die Fäden ziehen. Noch kurz vor der WM haben sie den Sicherheitskräften mit ein paar gezielten Attacken ihre Macht demonstriert.

Die «Szenenkenner» in den Favelas sind überzeugt, es habe vor der WM einen Deal gegeben zwischen den staatlichen Sicherheitsbehörden und den Drogenbossen. Ein Angebot des Staates an die Drogenbosse: «Wenn ihr stillhaltet für die Dauer der WM, könnt ihr ruhig schlafen; wenn ihr eure Kettenhunde schon während der WM loslasst,

machen wir euch persönlich das Leben hier im Gefängnis zur Hölle.»

Wie die Bewohner der Favelas sind auch die Drogenbosse grosse Fussballfans, Brasilienfans. Die Leute von Rio de Paz in der Favela Jacarezinho – einige von ihnen selbst lange Jahre im Drogengeschäft – hatten fast panische Angst davor, dass das brasilianische Team frühzeitig aus dem Turnier ausscheiden könnte. «Dann», sagten sie, «wird es richtig gefährlich.»

Sie fürchten, der Frust der Fans, Krimineller und anderer werde sich entladen und sich verbinden mit dem seit Monaten aufgestauten Gewaltpotenzial des Kriegs der Drogenbanden untereinander und gegen die Polizei. Die Polizeikräfte in den Favelas sind viel zu schwach, um sich grösseren Aktionen der Drogenbanden zu widersetzen.

Viele Favela-Bewohner reden mit grosser Verachtung von der Polizei. Es hat zahlreiche Übergriffe der Polizisten gegenüber der Bevölkerung gegeben, und Bewohner sagen, die Polizei habe inzwischen einen Teil des lukrativen Drogenhandels selbst übernommen. Ob die Drogenbosse in den Gefängnissen nach einer Niederlage ihre Leute draussen noch an der Leine halten können oder wollen, sei mehr als fraglich, betonten «Szenenkenner» noch vor dem 7:1-Desaster der Seleção im Halbfinale gegen Deutschland. Und die «Szenenkenner» sollten wissen, wovon sie sprechen, haben sie auch «Ohren in den Gefängnissen». «Helfe uns Gott, dass Brasilien nicht verliert», sagten sie oder: «Möge er uns zumindest helfen, dass wir nicht recht behalten.»

Blatters Giftpfeil

Sollte aber etwas passieren – und erste Randalen gab es nach dem Halbfinale –, wird Fifa-Boss Blatter einen Teil der Verantwortung für die Katastrophe übernehmen müssen. Sein blödsinniges «Wo ist sie denn, die soziale Unzufriedenheit» ist für viele in Brasilien eine Provokation. Und als Provokation war Blatters Äusserung wohl auch gedacht. Allerdings nicht für die Menschen in den Favelas, sondern für die brasilianische Regierung. Blatter hat sie zwar in die Watte eines Lobs gepackt, bisher sei «alles optimal gelaufen». Aber der Giftpfeil gegen die Regierung ist für viele Brasilianer spürbar.

Dass das Verhältnis zwischen der Regierung und der Fifa schlecht ist, ist hier in Brasilien ein offenes Geheimnis. Präsidentin Dilma Rousseff ist wohl schon im Verlaufe der Vorbereitungen für die WM bewusst geworden, worauf sie sich da eingelassen und was sie im Bewerbungsprozess alles blind unterschrieben hat.



Unglaublich populär: Yoichiro Kakitani.

FOTO: REUTERS



Florian Goepfert kommt in die Nati B.

Dass die brasilianische Staatsanwaltschaft in diesen Tagen einen grossen Ticketbetrugsskandal (tageswoche.ch/+ww1kl) auffliegen liess, in den die Fifa offenbar direkt verwickelt ist, interpretieren viele Brasilianer als Racheakt der Regierung an der Fifa. Offenbar hat sie Tausende von Telefonen der Fifa abhören lassen – und jetzt die Bombe platzen lassen. Zu einer Beruhigung der gefährlich-aggressiven Stimmung in Teilen der Bevölkerung gegen die Fifa trägt diese Bösartigkeit nicht bei. Und die fahrlässige Aussage Blatters, offenbar eine spontane Reaktion des beleidigten Fifa-Bosses, ist dazu geeignet, das Feuer weiter anzufachen.

Noch überwiegt das Fussballfieber

Bleibt noch Blatters Zusatz «Wo sind sie denn jetzt, die grossen Proteste», dem er wohl im Stillen noch «mit denen ihr uns gedroht habt» beigefügt hat. Tatsächlich hat es bisher nicht, wie von vielen erwartet, grosse Demos gegen die WM gegeben. Die Chaoten vom Schwarzen Block haben zu Beginn der WM in São Paulo zwar versucht, den Funken mit ersten Protestaktionen zu zünden. Aber er ist nicht übersprungen.

Die meisten Organisationen und losen Gruppen, die für Grossdemos genau vor einem Jahr gesorgt haben, mögen den Schwarzen Block nicht. Sie haben, wie zum Beispiel Rio de Paz, schon früh erklärt, sie wollten die WM nicht blockieren. Sie haben dazu aufgerufen, den Fussballfans aus aller Welt die Gastlichkeit Brasiliens zu demonstrieren, und insbesondere keine gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei zu provozieren.

Kleinere, friedliche Demos gab es viele. Rio de Paz hat mehrere durchgeführt, auch wenn die von den mitfeiernden Medien höchstens am Rande mal erwähnt wurden. Vor allem fiebern die meisten Brasilianer mit ihrer Mannschaft und hatten keine Lust, auf die Strasse zu gehen – jedenfalls solange nicht, wie Brasilien noch im Rennen war.

Bleibt nur noch eine Frage: Redet in der Schweiz eigentlich irgendjemand über Blatters Ungeheuerlichkeit?

tageswoche.ch/+h7g5e ×

Dieser Text erschien in «Speaker's Corner». In dieser Rubrik publiziert die TagesWoche ausgewählte Texte und Bilder von Community-Mitgliedern. Vorschläge gerne an: community@tageswoche.ch

Fussball

Ein erster Sieg für den FC Basel

von Florian Raz

Dem FC Basel ist ein kleiner Transfer-Coup gelungen. Der auch aus Deutschland und Frankreich unworbene Japaner Yoichiro Kakitani wechselt von Cerezo Osaka zum FCB und unterschreibt einen Vertrag bis Juni 2018.

Kakitani ist ein Offensivmann, der sowohl als Stürmer, als hängende Spitze wie auch als linker Flügel eingesetzt werden kann. Zuletzt kam er bei Cerezo immer als Sturmmitte zum Einsatz. Der 24-Jährige hat fast seine gesamte Karriere in Osaka verbracht, wo er als 16-Jähriger als jüngster Spieler der Vereinsgeschichte einen Profivertrag unterschreiben durfte. Zwischenzeitlich war Kakitani allerdings in die zweite Liga ausgeliehen. Unter anderem, um ihm etwas Disziplin beizubringen – er war vermehrt verspätet zum Training erschienen. Diese Disziplinprobleme sind allerdings Vergangenheit. In der Saison 2013 überzeugte er als Goalgetter mit 21 Toren und 4 Assists in 34 Einsätzen. In der laufenden Spielzeit kam er weniger gut in Fahrt und steht bei einem Treffer in neun Spielen.

Geht zu den populärsten Spielern

In der J-League gehört Kakitani zu den populärsten Spielern. Er wird deswegen erst nach einer offiziellen Verabschiedung am 15. Juli in die Schweiz reisen. Der FCB erwartet seine Ankunft am 17. Juli, also zwei Tage vor dem Ligastart der Basler in Aarau.

Der Wechsel nach Basel ist ein kleiner Transfercoup, weil der FCB nicht der einzige europäische Club war, der Interesse an einer Verpflichtung Kakitanis gezeigt hatte, sagt FCB-Präsident Bernhard Heusler: «Umso glücklicher sind wir, dass er sich für den FCB entschieden hat.» Wie viel der Verein nach Japan überweisen muss, wird wie immer nicht bekannt gegeben. Nach Informationen der TagesWoche dürfte die Transfersumme etwas mehr als zwei Millionen Franken betragen.

tageswoche.ch/+qt95n ×

Handball

RTV holt Nationalspieler zurück

von Florian Raz

Es muss schon ein Schlitzohr sein, wer als Sportclub mit einer um 0:48 Uhr versandten Einladung geheimniskrämerisch zu einer Medienkonferenz am Mittag lädt, weil er «etwas Wichtiges» mitzuteilen habe. Und das knapp zwei Wochen, nachdem der EHC Basel bekannt gegeben hat, dass er seine Bilanz deponiert.

Der RTV Basel hat es getan. Und zumindest der Aufmarsch der Journalisten gab den Nationalliga-B-Handballern recht. Brav hatten sich alle regionalen Medien versammelt, um zu hören, welche weitreichende Neuigkeit der RTV zu vermelden habe. Etwa das zweite Begräbnis eines Traditionsclubs in kürzester Zeit? Oder vielleicht ein Investor, der dem Club endlich wieder einen ruhigen Blick in die Zukunft ermöglichen könnte?

Die Antwort: Nein. Der RTV, der sich so gerne mit dem Gründungsjahr 1879 schmückt, wird weiter bestehen. Und nein, es wurde auch kein Geldgeber gefunden. «Vielleicht seid ihr jetzt enttäuscht», eröffnete RTV-Präsident Alex Ebi die Veranstaltung. Und machte damit klar, wie bewusst der RTV mit der Erwartungshaltung der Medien gespielt hatte. Dann wurde die Verpflichtung von Florian Goepfert bekannt gegeben.

Der 26-Jährige hatte den RTV im Jahr 2010 in Richtung Kadetten Schaffhausen verlassen, war dort 2011, 2012 und 2014 Schweizer Meister geworden und kehrt nun zum RTV zurück und bleibt für mindestens zwei Jahre. Das ist bemerkenswert, da Goepfert aktueller Nationalspieler ist, wenn auch auf dem linken Flügel die klare Nummer 2 hinter Manuel Liniger. Beim RTV will Goepfert wieder zurück in den Rückraum, wo er bereits als U19-Nationalspieler gespielt hatte. Insofern ist sein Transfer für den RTV tatsächlich eine grosse Neuigkeit.

Warum er zurückkehrt, erklärt

Florian Goepfert im Video-Interview: tageswoche.ch/+tqx03 ×



Bald werden über die Mittlere Brücke nur noch Taxis, Trams und Busse fahren.

Verkehr

Mittlere Brücke wird für Autos gesperrt

von Yen Duong

Niederlage für die Interessensgemeinschaft Kleinbasel (IGK) und bürgerliche Kleinbasler Politiker: Mit ihrer Unterschriftensammlung für die Initiative «Ja zur offenen Brücke für Alle» wollte es nicht klappen. Das im Januar 2013 lancierte Volksbegehren kommt gemäss Informationen der TagesWoche nicht zustande, die Initianten konnten nicht genügend Unterschriften sammeln. Dem Vernehmen nach kamen nur rund 1800 Unterschriften zusammen – nötig wären bis zum 23. Juli 2014 jedoch 3000 Unterschriften.

Die formulierte Initiative wollte im Bau- und Planungsgesetz des Kantons festhalten, dass dieser für «die Offenhaltung der Mittleren Brücke für alle Verkehrsteilnehmenden in beiden Richtungen» zu sorgen habe. Fürs Gewerbe in beiden Basler Stadtteilen sei die Brücke ein unentbehrlicher Verbindungsweg, teilten die Initianten damals bei der Lancierung mit. Zum Initiativkomitee

gehören unter anderem die Grossräte Karl Schweizer (SVP), Roland Vöggtli (FDP) und Tattoo-Chef Erik Julliand. Das Begehren wurde vom ACS und TCS unterstützt.

Die älteste Brücke Basels soll gemäss den Plänen des Grossen Rates im Zuge der autofreien Innenstadt (ein «Fussgänger-Y», das sich vom Messeplatz bis zum Bahnhof SBB und zur Heuwaage erstreckt) für den motorisierten Individualverkehr gesperrt werden. Für Taxis, Trams oder Busse würde diese Regelung allerdings nicht gelten. Eine Sperrung der Brücke für Autos war im Grossen Rat Bedingung für das neue Kunstmuseum-Parkhaus.

Volksinitiative hat nicht mobilisiert

Immer wieder hiess es aus FDP-Kreisen, dass es mit der Unterschriftensammlung für die Initiative hapere. Roland Vöggtli bestätigt das Scheitern gegenüber der TagesWoche: «Es war schwierig, die Leute für die Volksinitiative zu motivieren und zu mobilisieren», sagt der FDP-Grossrat. Dies sei schade, zumal das Gewerbe unter der Sperrung leiden würde. Mehr wolle er jedoch zum Thema nicht sagen, eine Medieninformation werde noch folgen.

Die Umsetzung der autofreien Innenstadt soll gemäss Auskunft des Bau- und Verkehrsdepartements zwischen Mitte Oktober und Anfang November 2014 über die Bühne gehen. Derzeit werden die notwendigen Signale aufgestellt.

tageswoche.ch/+fxrhj

Reaktionen aus der Community

von Stephan Luethi Brüderlin
• Nach wenigen Monaten wird sich niemand mehr den heutigen Zustand zurückwünschen. Auch ich als Befürworter von Fuss-, Langsam- und öffentlichem Verkehr muss zuweilen eine Kröte schlucken.

Scientology

Anwohner kämpft gegen Basler Hauptsitz

von Matthias Oppliger

Vor wenigen Wochen warben die Basler Scientologen auf dem Barfüsserplatz für ihren geplanten Hauptsitz an der Burgfelderstrasse. Man wolle damit an die Öffentlichkeit treten und transparenter werden, erklärte der Präsident der Scientology Kirche Basel gegenüber der TagesWoche.

Gegen die «Ideal Org» scheint sich nun Widerstand zu formieren. Thomas Erlemann, ein Anwohner des Quartiers, wirbt auf Facebook um Mitstreiter in seinem Kampf «Gegen eine Scientology-Zentrale in Basel!».

Nach eigenen Aussagen sei die Unterstützung gross, seine Facebook-Seite habe bereits über 400 «Freunde», darunter auch Basler Grossräte wie André Auderset (LDP) oder Joël Thüring (SVP).

Spendenaufwurf auf Facebook

Anstelle einer Scientology-Kirche wünscht sich Erlemann ein Quartierzentrum. Um dies zu ermöglichen, soll der Kanton das entsprechende Grundstück von den beiden privaten Eigentümern zurückkaufen. «Es war ein Fehler, den Scientologen überhaupt eine Baubewilligung zu erteilen, nun muss der Kanton eben etwas Geld in die Hand nehmen», sagt er. Falls die Besitzer nicht zum Verkauf bereit sind, will Erlemann den Scientologen mit Strassenaktionen und Flugblättern zu verstehen geben, dass sie im Quartier nicht erwünscht seien.

Erlemann hat ohnehin grosse Pläne: «Nach den Sommerferien geht es richtig los, dann gründen wir einen Verein.» Nächste Woche will er erst einmal Flugblätter drucken.

Ob er allerdings tatsächlich einen breiten Widerstand mobilisieren kann, hängt vom Geld ab. Von Facebook-Freunden kann man sich noch nichts kaufen. Also hat er am Montag einen Spendenaufwurf gestartet. Dann wird sich zeigen, wie gross die Unterstützung tatsächlich ist.

Die Scientologen zeigen sich unbeeindruckt vom Engagement. Sprecher Rolf Moll sagt: «Wir halten an unseren Plänen fest, es bleibt bei der Eröffnung im 2015.»

tageswoche.ch/+r05v9



Astra-Chef Rudolf Dieterle übergibt den Regierungsräten Pegoraro und Wessels (Mitte) die neuen Pläne.

FOTO: RENATO BECK

Ausbau Osttangente Rheintunnel soll Autobahn entlasten

von Renato Beck

Ende gut, alles gut? Diesen Eindruck erweckte Rudolf Dieterle, Direktor des Bundesamts für Strassen (Astra), als er die neusten Pläne für die verstopfte Osttangente präsentierte. Das Astra hat eine Lösung ausgearbeitet, wie die Osttangente erweitert werden kann, ohne die Basler Regierung vor den Kopf zu stossen. Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels zeigte sich «sehr zufrieden». In Wessels Department hielt man den «Rheintunnel» für die Wunschvariante, jedoch als nicht finanzierbar. Das Astra wiederum weist die Basler Lösung, die nur eine Richtung untertunneln wollte, als unbrauchbar zurück.

Der Vorschlag des Astra sieht so aus: Ein zweiröhriger Tunnel soll auf der Höhe Birsfelden von der Autobahn abzweigen und unter dem Rhein durchführen, bis er bei der Verzweigung Wiese (Süd-Nord) beziehungsweise der Ausfahrt Klybeck (Nord-

Süd) an die bestehende Strecke anschliesst.

Durch den Tunnel soll vor allem der Transitverkehr abgewickelt werden, der rund 20 Prozent des Verkehrsaufkommens ausmacht. Das Astra rechnet damit, dass künftig drei Viertel des Verkehrs über die Schwarzwaldbrücke fliessen und ein Viertel durch den neuen Rheintunnel.

Frühster Baubeginn ist 2025 – allerdings nur, wenn sich Kanton und Bund nicht zerstreiten und es keine Einsprachen gibt. Vorerst müssen die beiden Basel die neue Variante prüfen und verabschieden. Möglicherweise muss das Projekt auch noch vom Volk abgesegnet werden, denn das Astra verlangt von den Kantonen eine Kostenbeteiligung. 1,4 Milliarden Franken soll der Tunnel kosten, gesprochen hat Bern im Rahmen der nationalen Engpassbeseitigung nur gut 900 Millionen (nach heutigem Stand 1,1 Milliarden).

Nervenaufreibende Jahre

Dass Baselland nicht gewillt ist, auch nur einen Rappen zu sprechen, machte FDP-Regierungsrätin Sabine Pegoraro deutlich: «Wir haben diesen Tunnel nicht bestellt.» Amtskollege Wessels sieht das ähnlich. Dieterle wird sich damit kaum abspesen lassen, schliesslich erfüllt der Rheintunnel so ziemlich alle Forderungen der Stadt.

Nach heftigem Widerstand der Bevölkerung und sämtlicher Parteien haben das As-

tra und die Basler Regierung Abstand genommen von oberirdischen Ausbauplänen. In einer späteren Etappe soll der Transittunnel an den Anschluss Deutschland angebunden werden, in der jetzigen Planung ist der Rheintunnel nur für den grenzüberschreitenden Verkehr mit Frankreich gedacht. Ebenfalls bei Bedarf könne der Tunnel auf zwei mal zwei Spuren erweitert werden, sagt Dieterle. Damit würden auch die Ansprüche der Wirtschaftsverbände erfüllt.

Trotzdem ist Martin Dätwyler, stellvertretender Direktor der Handelskammer beider Basel, zufrieden mit der Variante des Bundes. Aber er mahnt auch «zur konstruktiven Zusammenarbeit»: «Sonst sitzen wir in zwei Jahren wieder da und präsentieren eine neue Variante.»

Verwirrung herrscht bei der Basler FDP, die sich Sorgen um die Quartierbewohner im unteren Kleinbasel macht. In einer Mitteilung bemängelt die Partei die Schliessung der Autobahneinfahrt Klybeck als Folge des Rheintunnels. Die Einfahrt Klybeck werde nicht angetastet, beruhigt das Astra auf Anfrage. Genutzt würde bloss die bereits heute Notfällen vorbehaltene Ausfahrt.

So oder so kommen auf die Autofahrer in der Region nervenaufreibende Jahre zu. Das Astra rechnet bis zur Fertigstellung des Tunnels mit täglichen Staus von bis zu vier Stunden auf dem bereits heute überlasteten Autobahnabschnitt.

tageswoche.ch/+3jost

×



Flasche leer: Für die Angestellten der Verwaltung soll es nur noch Hahnenwasser. FOTO: CHRISTIAN BEUTLER

Reaktionen aus der Community

von Rolf Wilhelm
• Wasser aus Flaschen habe ich noch nie verstanden. Das, was bei uns aus dem Hahn kommt ist qualitativ wirklich hochwertig.

von r.o.
• Für Büros gibt es Geräte mit Hahnen die gefiltertes, gekühltes und auf Wunsch mit Kohlensäure versetztes Leitungswasser ausgeben. Ganz flaschenlos.

von Angelo Rizzi
• 15 Jahre lang wurde das Basler Trinkwasser von den IWB in Flaschen abgefüllt. 2012 wurde der Verkauf eingestellt. Nicht aus Qualitäts-, sondern aus Kostengründen.

Trinkwasser

Grüne wollen keine Flaschen in der Verwaltung

von Christoph Spangenberg

Aus der Verwaltung in Basel sollen die Flaschen verschwinden. Die Mitarbeiter der Stadt sollen Hahnenwasser trinken und auf das Wasser der Marke Cristallo, welches Basel für seine Angestellten kauft, verzichten. Bestenfalls gibt es gar kein Wasser aus Flaschen mehr. Das jedenfalls fordert Michael Wüthrich von den Grünen, Präsident der Umwelt-, Verkehrs- und Energiekommission (UVEK) und plant einen Vorstoss, damit Basel zu einer «Blue Community» wird.

«Wasser ist weltweit eines der grossen Themen im kommenden Jahrzehnt. Einige Firmen investieren viel Geld, um da grosse Dominanz zu erlangen», sagt Wüthrich und kritisiert globale Nahrungsmittelkonzerne wie Nestlé. Wie der Schweizer Dokumentarfilm «Bottled Life» zeigt, treiben die Firmen die Kommerzialisierung von Wasser stetig voran. Gleichzeitig wird der Bevölkerung häufig der Zugang zu kostenlosem, sauberem Trinkwasser verwehrt. Während nach einer Unicef-Statistik weltweit 783 Millionen Menschen keinen Zugang dazu haben, gehen wohlhabende Länder oft verschwenderisch mit der Ressource um. Und der weltweite Verbrauch steigt.

Die «Blue Communitys» wollen ein Zeichen setzen für einen verantwortungsvollen Umgang mit Wasser. Sie halten sich an

vier Grundsätze. Es wird wann immer möglich Leitungswasser anstatt Flaschenwasser getrunken. Wasser wird als Menschenrecht anerkannt, was in der Schweiz bereits in der Verfassung auf Bundesebene verankert ist. Wasserdienstleistungen werden nicht privatisiert und bleiben in der öffentlichen Hand, was in der Schweiz ebenfalls bereits der Fall ist.

Zudem setzten sich die teilnehmenden Gemeinden, Einrichtungen und Institutionen auch international für ein Recht auf Wasser ein und pflegen öffentliche Partnerschaften im Ausland zum Austausch von Wissen und Erfahrungen. Die Initiative wurde von der kanadischen Wasseraktivistin und Trägerin des alternativen Nobelpreises, Maude Barlow, gegründet.

Bern ist als erste Hauptstadt dabei, Zürich überlegt, Basel soll folgen.

Im September vergangenen Jahres wurden bereits Bern als erste Hauptstadt weltweit und die Universität Bern zur «Blue Community» und «Blue University». In Zürich muss sich der Stadtrat nach einem Gemeinderatsvotum mit dem Thema beschäftigen. Der zuständige Stadtrat Andres Türlér hat das Postulat der Grünen allerdings bereits im Vorfeld abgelehnt, weil er keinen Zusatznutzen sehe.

Nun also soll Basel zu einer «blauen Gemeinde» werden, findet jedenfalls der Grüne Wüthrich. «Das würde Basel gut stehen», sagt er und plant einen entsprechenden Anzug für die kommende Sitzung des Grossen Rats im September, für den er

fraktionsübergreifende Unterstützung sucht. Wüthrich spricht von einer kantonalen «Bewusstseinskampagne» zum Thema Wasser unter Einbezug von Verwaltung, Spitälern und Bildungseinrichtungen. Den Rektor des Gymnasiums Leonhard am Kohlenberg, wo Wüthrich unterrichtet, habe er bereits angesprochen. Nur noch Hahnenwasser für die Schüler?

Wüthrich sagt, der Rektor wolle die Idee prüfen. Zugute könnte ihm kommen, dass aus den Schulen aus Gründen des Brandschutzes die Getränkeautomaten verschwinden müssen, wie er sagt.

Die Verwaltung winkt ab

Falls der Grosse Rat dem Anzug folgen sollte, hätte der Regierungsrat zwei Jahre Zeit, sich mit dem Vorstoss zu befassen. Im Amt für Umwelt und Energie betrachtet man den Umgang mit der Ressource Wasser zwar als «eine der grössten Herausforderungen weltweit in den nächsten Jahren und Jahrzehnten im Bereich Umwelt und Energie» neben der Energiewende, sagt Amtsleiter Matthias Nabholz.

Eine «Blue Community» möchte man aber offenbar nicht werden. «Ein weiteres internationales Engagement, speziell im Bereich Wasser, drängt sich – auch aus Ressourcengründen – im Moment nicht auf», sagt Nabholz. Dafür engagiere sich die Stadt anderweitig für «ökologische, soziale und wirtschaftliche Nachhaltigkeit in Städten» und begrüsse soziale Engagements wie vom Verein Wasser für Wasser. Der Verein, der auch in Basel tätig ist, arbeitet mit Gastronomen und öffentlichen sowie privaten Institutionen zusammen, die Leitungswasser in Karaffen ausschenken und zu einem günstigen Preis verkaufen. Mit den Einnahmen unterstützt Wasser für Wasser Hilfsprojekte.

Die Universität Basel möchte es der Berner Hochschule nicht gleich tun und zur «blauen Uni» werden – vorerst. «Sollte der Kanton Basel-Stadt sich dazu entschliessen, sich zu bewerben, ist eine Beteiligung der Universität Basel aber sicher denkbar», sagt Denise Bienz von der Fachstelle für Nachhaltigkeit. Man habe die Mitarbeiter und Studenten bereits dazu aufgefordert, öfter den Hahn aufzudrehen, wenn sie durstig sind. Zudem existierten in Mensen und Cafeterien bereits Trinkbrunnen mit Leitungswasser.

Das Thema ist also in Basel bereits im Bewusstsein vieler. Und das auch abseits des erfrischenden Wassers des Rheins. tageswoche.ch/+92z7n ×

Eishockey

7.7.

von Florian Raz

Das Thema Spitzeneishockey in Basel ist am 7. Juli offiziell zu Ende gegangen, über der EHC Basel AG wurde an diesem Tag der Konkurs eröffnet. Die Hoffnung lebte bis zuletzt, aber es nahm das Ende, das sich über längere Zeit und im Verlauf der Geschichte des Vereines zeigte: Das Projekt – den EHC mithilfe der St.-Jakob-Arena an die Spitze zu bringen – konnte nur scheitern. Es war von Anfang an eine Totgeburt.

Was bleibt, ist eine Juniorenabteilung, die aus der Konkursmasse gekauft werden muss. Und ein Neuanfang an der Basis. Warum, was schief ging und warum es nicht funktionieren konnte, beleuchtete die TagesWoche in der Ausgabe vom 26. Juni. Der Artikel hat nichts an Aktualität eingebüsst.

tageswoche.ch/+6cbbj

Soup&Chill

Suppenküche muss bis Winter schliessen

von Alain Appel

Diesen Sommer gibt es an den Wochenenden keine Versorgung für Randständige mehr im Gundeli. Die Suppenküche Soup&Chill muss vorübergehend schliessen. Grund dafür ist fehlendes Geld.

Obwohl die Suppenküche bloss einen Sicherheitsmann anstellt, geht mit 40000 Franken allein für diesen schon das meiste Geld drauf, das der Betrieb vom Kanton erhält. Dieser deckt für die nächsten drei Jahre mit 45000 Franken gerade mal 15 Prozent vom gesamten Betriebsbudget. Soup&Chill reichte deshalb beim Grossen Rat einen Antrag um Unterstützung ein.

In diesem baten die Betreiber darum, dass sie ins Sicherheitsdispositiv des Kantons aufgenommen werden. So müsste der Betrieb den Sicherheitsangestellten nicht mehr privat finanzieren und hätte eine jährliche finanzielle Hürde weniger. Denn schon so sei es jeweils schwer genug, ausreichend Geld zu sammeln, sagt Vorstandspräsidentin Claudia Adrario de Roche: «Pro Saison erwirtschaften wir 250000 Franken selber.» Von Caterservices über Kulturveranstaltungen bis zu Spendensammlungen, «das Soup&Chill musste schon immer alle Register ziehen.»

Das Nein folgte prompt

Der Grosse Rat lehnte aber ab. De Roche musste enttäuscht mitanhören, mit welchen Argumenten ihr Antrag abgeschmettert wurde. «Einige Grossräte sagten, wenn wir Sicherheitspersonal in unserem Betrieb brauchten, sei das eher ein Zeichen dafür, dass wir einfach schlechtes Personal hätten.» Entgegen dieser Darstellung laufe der Betrieb jeweils problemlos und die Stimmung in der Suppenküche sei meistens friedlich. Doch es brauche auf jeden Fall einen Sicherheitsverantwortlichen. Dies habe auch Regierungsrat Christoph Brutschin anerkannt, als er mit de Roche im Rahmen der Subventionsverhandlungen sprach, sagt die Präsidentin der sozialen Einrichtung.

Ohne die erhoffte finanzielle Erleichterung reicht es dem Soup&Chill nicht, das ganze Jahr über den Betrieb aufrechtzuer-

halten. Weil der Winter für Randständige weit härter ist als der Sommer, muss die Suppenküche sich auf das Nötigste konzentrieren – die kalte Jahreszeit.

An den Moment, als die Betriebsleitung des Soup&Chill ihren Gästen die Hiobsbotschaft überbrachte, erinnert sich die Präsidentin noch genau. Vor allem an die enttäuschte Reaktion der Hilfsbedürftigen: «Da war bloss noch Resignation, ein Schulterzucken.» Dass sie die Randständigen den Sommer über nicht betreuen können, sei für alle Beteiligten schwierig. «Wir bleiben telefonisch mit ihnen in Kontakt und versprochen ihnen, im August ein Multikultifest und im September ein Grillfest für sie zu organisieren.»

tageswoche.ch/+1ekry

Ganz ohne Verpflegung müssen die Bedürftigen im Sommer nicht durchkommen. Es gibt einige Angebote – auch an Wochenenden. Eine Übersicht:

tageswoche.ch/+aiexq

ANZEIGE

20 JAHRE  the bird's eye jazz club

Parkkonzerte

<p>8. JUNI LANGE ERLÉN 14.00 ALEX HENDRIKSEN QUARTET (KINDER-KONZERT) 15.30 ADRIAN MEARS ELECTRIC TRIO 17.00 ALIÉKSEY VIANNA TRIO CONVIVA VIVIANE DE FARIAS 18.30 LABOX</p> <p>9. JUNI KUNSTRAUM KIESWERK, WEIL AM RHEIN 15.00 ALEX HENDRIKSEN QUARTET (KINDER-KONZERT) 16.30 ERÖFFNUNG VERNISSAGE «ART - K 14 -» 17.00 ADRIAN MEARS ELECTRIC TRIO 18.30 ALIÉKSEY VIANNA TRIO CONVIVA VIVIANE DE FARIAS 20.00 LABOX</p> <p>EINTRITT FREI! MODERATION: CHRISTOPH RÁCZ</p> <p> ANGEBOTE FÜR KINDER VON ROBI-SPIEL-AKTIONEN</p>	<p>20. JULI SCHÜTZENMATTPARK 14.00 ALEX HENDRIKSEN QUARTET (KINDER-KONZERT) 15.30 MATS UP 17.00 SCHÖNHAUS EXPRESS FEAT. LISETTE SPINLER 18.30 DADO MORONI – ROBERT BONISOLO QUARTET</p> <p>17. AUGUST ST. JOHANNIS-PARK 14.00 ALEX HENDRIKSEN QUARTET (KINDER-KONZERT) 15.30 FLORIANO INÁCIO JR. QUARTETO 17.00 COJAZZ INVITES 18.30 CHRISTOPH STIEFEL'S ISORYTHM ORCHESTRA</p> <p>24. AUGUST ELISABETHENANLAGE 14.00 ALEX HENDRIKSEN QUARTET (KINDER-KONZERT) 15.30 CHRISTOPH STIEFEL'S ISORYTHM ORCHESTRA 17.00 FLORIANO INÁCIO JR. QUARTETO 18.30 COJAZZ INVITES</p> <p>THE BIRD'S EYE www.birdseye.ch</p>
--	--

Ab dem 16. Juli ist Jean-Claude Juncker offiziell EU-Kommissionspräsident. Für Europa wird er wohl zum Glücksfall.

Ein Zwist, der stärkt

von Georg Kreis

N och nie ist nach den Europawahlen so genau hingeschaut worden, wie sich die Fraktionen des EU-Parlaments formieren und bezüglich des künftigen Kommissionspräsidenten positionieren. Noch nie ist in den Medien derart intensiv und informativ über die Konstituierung der europäischen Vertretungsinstitution berichtet worden.

Bisher wurde – zu Recht – immer wieder beklagt, dass es keine europäische Öffentlichkeit gebe, also etwas fehle, was zu einer Gemeinschaft, wenn sie das sein will, gehört. Jetzt ist sie da, auch ohne gesamteuropäische Zeitung und ohne gesamteuropäische Radio- und Fernsehkanäle. Sie ist in die nationalen Medien vorgedrungen und hat da den ihr gebührenden Platz erhalten.

Das heisst nicht, dass die EU gleich auch mit dem nötigen Wohlwollen erörtert wird. Noch immer werden Vorgänge auf der supranationalen Ebene wesentlich kriti-

Online



tageswoche.ch/
Themen/
Georg Kreis

Ein «Europäer von gestern»? Die Zeichen stehen gut, dass Juncker ein starker EU-Kommissionspräsident wird.

FOTO: REUTERS



scher beurteilt als die gleichen Phänomene auf der nationalen Ebene. So werden demokratische Aushandlungsprozesse – auch in der Schweiz – verständnisvoll, ja anerkennend diskutiert, wenn sie das eigene Land betreffen, jedoch als «billiges Feilschen» und als «kleinliches Markten» abgetan, wenn es Brüssel und Strassburg betrifft.

Doch gerade die jüngsten Vorgänge – die Fraktionsbildungen und die Nominati-on des Kommissionspräsidenten – zeigen, dass auch der EU die nötige Lebendigkeit innewohnt und es letztlich verbindende Kontroversen gibt: einen demokratischen Zwist, der nur stärker macht.

Nachdem dies gesagt ist, sollte man, um der Sache wirklich gerecht zu werden, ge-wiss alles auch wieder ein wenig relativie-ren. Zwist ist gut, sollte sich aber nicht dar-in erschöpfen. Dass jetzt eine neue Legisla-tur von fünf Jahren begonnen hat, kann man sagen, auch wenn das Parlament nur höchst bedingt eine Legislative im Sinne nationaler Gewaltenteilung ist. Und der Vorsitzende der Kommission ist auch nur in beschränktem Mass Regierungschef, weil der Rat (als Club der nationalen Regie-rungen) noch immer einen Teil seiner Kompetenzen hat.

Die EU ist eben ein eigenartiges Gebilde. Es gehört dazu, dass man noch immer über die EU nur reden kann, wenn man sie gleichzeitig erklärt. Das entspricht einem Reden über den schweizerischen Bundes-staat etwa um 1850. Auch damals musste man den Bürgern andauernd erklären, wie das neue Gebilde funktioniert – bis sie es einigermaßen intus hatten.

Unfreiwilliger Wegbereiter

Das europäische Wahljahr von 2014 brachte auch eine weitere Aufwertung des Parlaments, was den Befürwortern von mehr Demokratie in die EU nur recht sein kann. Seit 1979 ist das anfänglich schwach ausgestattete Parlament Schritt für Schritt stärker geworden. Jetzt hat es sich als Spiel-macher bei der Besetzung des Kommissi-onspräsidiums, das doch als wichtigster Job Europas bezeichnet wird, voll durchge-setzt. Schon vorher brauchte es die parla-mentarische Zustimmung. Jetzt aber konnte das Parlament im Voraus Einfluss auf das Vorschlagsrecht nehmen, das an sich dem Europäischen Rat zusteht.

Ironie der Geschichte – doch so kann Politik laufen – ist, dass das Parlament die-sen Vorsprung seinem Präsidenten Martin Schulz von der deutschen SPD verdankt. Dieser wollte mit der Einführung von «Spit-zenkandidaten» der jeweiligen Parteirich-tung für sich selbst den Sprung aufs Kom-missionspräsidium vorbereiten. Er schuf damit aber die Plattform für seinen Kon-kurrenten Jean-Claude Juncker von der lu-xemburgischen Christlich Sozialen Volks-partei (EVP/CSU).

Einmal die Regel etabliert, dass die Leit-figur der Siegerpartei dann Kommissions-präsident werden soll, konnte sich das Gre-mium der versammelten 28 Staats- und Re-

gierungschefs nicht mehr darüber hinweg-setzen. Daran änderte auch der schräge Wi-derstand des mit dem Separatismus liebäugelnden britischen Regierungschefs Cameron nichts.

Schulz unterlag, weil die Sozialdemo-kraten unterlagen. Er versicherte Juncker seine volle Loyalität. Er hätte allerdings gerne auch einen Platz in der künftigen Kommission eingenommen (zum Beispiel im wichtigen Wirtschaftsbereich), musste sich dann aber mit dem Präsidium des Par-laments begnügen, das er zuvor bereits innehatte.

Dieser Trostpreis war immerhin mit einer Genugtuung verbunden: Bisher be-schränkten sich die Amtszeiten der Parla-mentspräsidenten auf eine halbe Legislatur (zweieinhalb Jahre) – Schulz ist nun der Erste, der eine zweite halbe Legislatur an-hängen darf. Und er wird sie nutzen, um die Beachtung von Basisbedürfnissen zu stär-ken. SPD-Mann Schulz, EVP/CSU-Mann Juncker und das Ratsgremium aus un-terschiedlichen Regierungsparteien: Das ist – fast wie in der Schweiz – eine permanente Grosse Koalition, und es ist gut so.

Wäre die Schweiz dabei, könnte sie mit ihren guten Leuten sicher auch solche Spitzenpositionen einnehmen.

Am 16. Juli wird das Parlament Juncker auch formell als Kommissionspräsidenten einsetzen. Damit ist aber die «Regierun-gsbildung» noch nicht abgeschlossen. Be-reits jetzt laufen in den Mitgliedstaaten die Erörterungen, wen man als Kommissar nach Brüssel schicken wird.

In Deutschland wird nach dem Willen Angela Merkels wohl wiederum ihr Partei-mann Günther Oettinger das Mandat er-halten, was auch erklärt, warum der Deut-sche Schulz nicht Kommissionsmitglied werden kann. Oettinger, als Ministerpräsi-dent von Baden-Württemberg bis 2010 in unserer Region bekannt, ist bisher schon Kommissionsmitglied gewesen.

Auch die von den Regierungen vor-geschlagenen Kommissionsmitglieder werden sich – nach harten Hearings – einer Bestätigungswahl durch das Parlament un-terziehen müssen. Dabei ist es schon vorge-kommen, dass ungenügende Nominati-onen ausgewechselt werden mussten.

Juncker kann in beschränktem Mass auf die Zusammensetzung seiner Mannschaft Einfluss nehmen. Obwohl noch nicht ge-wählt, hat er die Länder dazu aufgerufen, bei ihren Nominati-onen Frauen zu berück-sichtigen. Dieses Engagement entspricht den Erwartungen, die man von dem zwar bürgerlichen, aber moderat reformfreund-lichen und auch sozial engagierten Juncker von der luxemburgischen Chrëschtlech Sozial Vollekspartei hat.

Der 59-jährige Luxemburger könnte ein Glücksfall für die EU werden. Es gibt zwar Stimmen, die ihn als «Europäer von ges-tern» verschreien. Er wird aber seine nicht nur gestern und auch vorgestern gesam-melten Erfahrungen im nicht einfachen Umgang mit der komplexen EU sehr gut ge-brauchen können. Und er wird sich als pointierter Staatsmann gegenüber seinem als farblosen Funktionär eingestuften Vor-gänger, dem Portugiesen José Manuel Bar-roso, sicher positiv abheben. Juncker war von 1989 bis 2009 Finanzminister und von 1995 bis 2013 Premierminister seines klein-staatlichen Heimatlandes. Ausserdem war er Präsident der wichtigen Euro-Gruppe.

Der nächste starke Amtsinhaber?

Im Grunde wollte er gar nicht Kommissi-onspräsident werden. Das Regierungs-präsidium seines Landes verlor er, weil seine Partei trotz seiner Popularität die Wahlen verlor. Bereits zuvor hätte er sich gerne auf die 2009 mit dem Vertrag von Lis-abon geschaffene Dauerstelle eines Präsi-denten des Europäischen Rats gesetzt, mit-hin einen Platz eingenommen, den dann der flämisch-belgische Herman Van Rom-puy erhielt. Junckers Handicap war, dass er zu bundesstaatlich und zu wenig staaten-bündlerisch eingestellt war, um von den primär national eingestellten Vertretern der Mitgliedstaaten gewählt zu werden.

Juncker wird der zwölfte Kommissions-präsident werden; vor ihm war das Präsi-dium schon zweimal an einen Luxemburger gegangen (an Gaston Thorn und Jacques Santer). Wäre die Schweiz dabei, sie könnte mit ihren guten Leuten sicher ebenfalls sol-che Spitzenpositionen einnehmen. Diese müssten allerdings, wie das auch alle an-deren Kommissionsmitglieder tun, ihre nati-onalen Befangenheiten gleichsam an der Garderobe abgeben.

Vor Juncker gab es starke und schwache Inhaber dieses Amtes. Zu den starken sind zu zählen: Jean Monnet (1952–1955), Walter Hallstein (1958–1967) und Jacques Delors (1985–1995). Die schwachen müssen, ob-wohl auch sie zur Geschichte gehören und die Geschehnisse durch Schwäche auf ihre Weise geprägt haben, hier nicht genannt werden. Die Zeichen stehen gut, dass Jun-cker zur ersten Kategorie gehören wird.

Aus seiner Biografie muss übrigens noch nachgetragen werden, was von den meisten übersehen wird: Jean-Claude Jun-cker war im Oktober 1996 Gast des Europa-instituts in Basel und hielt in der Aula der Universität, eingeführt von Rektor René L. Frey, einen Vortrag über die Wirtschafts-und Währungsunion.

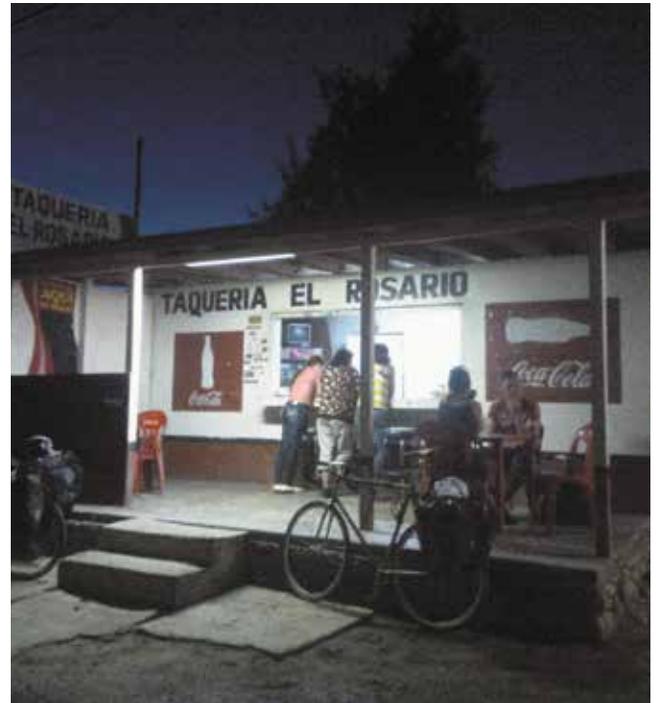
tageswoche.ch/+74ug3

×

Der Basler Filmmacher Armin Biehler («Chicken Mexicaine») radelte mit zwei Velokurier-Kollegen in fünf Wochen von Los Angeles nach Mexico City. Sie legten 1800 Kilometer zurück.

Eine Fixie-Idee

von Armin Biehler



Unterwegs zum nächsten Zwischenstopp: Armin Biehler (links) auf seinem Starrlauf-Velo.

FOTOS: ALICE SPÖRRI, ARMIN BIEHLER





Hängt es höher: Hier geht zum Glück nur dem Velo die Luft aus.

Er steht mit dem Gartenschlauch in der Hand da. Vor ihm der Palmenhain, hinter ihm die Aussenmauer der Hotelanlage. Das Bild erinnert an den Gärtner im Garten Eden, wäre da nicht dieses Geräusch. Dieses anschwellende Surren, das in ein unerbittliches Zischen übergeht, wenn die Flammen von einer Palme zur nächsten überspringen.

Das Feuer krallt sich in abgestorbenen Palmlättern unter der Krone fest und heizt glutrot nach oben ins noch satte Grün. Die Oase brennt. San Ignacio. Hier haben wir vor vier Stunden Quartier bezogen auf unserer Velofahrt durch die Wüste in der Mitte der mexikanischen Baja California. Diese Halbinsel von der Grösse Italiens, die uns wie der ausgestreckte Zeigefinger im Pazifik vor der Westküste Mexicos den Weg nach Süden weist.

Ich sehe, der Gartenschlauch hat ein Loch. Bücke mich und drücke von nun an den Schlauch in der linken Hand, damit kein Wasser mehr verloren geht. Eine gute Art, den Gedanken an die Absurdität unseres Tuns zu verdrängen. Überhaupt niemand scheint an Flucht zu denken. Das gute Dutzend Hotelmitarbeiter ist in stoischer Gelassenheit damit beschäftigt, die Flammen einzudämmen. Irgendwann

wird ein Feuerwehrauto auftauchen. Aber die Mannschaft rollt die Schläuche unverrichteter Dinge wieder zusammen. Der Wasserdruck reicht nicht aus.

Mittlerweile ist es Abend geworden. Der Wind hat sich gelegt, das Feuer kokelt ruhig vor sich hin. Es wird dunkel und wir haben Hunger. Ausser uns gibt es keine anderen Gäste.

Zwischen Traum und Wirklichkeit

Losgefahren sind wir – Alice Spörri, Luca Fiechter (der seine Erlebnisse im Blog «Leaf's Journey» verarbeitet hat) und ich – in Los Angeles. Haben am Flughafen unsere Velos zusammengebaut und sind bei Sonnenuntergang in die Innenstadt geradelt. Drei Kuriere aus Basel mit dem Ziel Mexico City. Beflügelt von einer riesigen Vorfreude auf das Kommende. Unsere Maschinen: zwei Starrlaufträger, also Fixies, eines davon ohne Bremsen, und ein geschaltetes Velo.

Nachts sind wir mit einheimischen Velokurieren durch L.A. gesurft. Wenig Verkehr, eigentlich leer. Das war vor acht Tagen, rund 1300 Kilometer nördlicher. Jetzt, von der Oase aus zurückgeschaut, sind die acht Tage keine fassbare Kategorie mehr. Gestern? Vor einem halben Jahr? Irgendwann in Los Angeles, halt. Das Velo-

fahren durch die Wüste hat den Bezug zum Vergangenen gekappt.

Ich war noch nie in Mexiko. Die aktuelle mediale Berichterstattung über die Gewalt rund um die internationalen Drogengeschäfte hat den vorgesehenen vierten Mitreisenden nach seiner ausführlichen Google-Recherche dermassen abgeschreckt, dass er zu Hause blieb.

Ich selber hielt mich eher an den surrealistischen Filmregisseur Luis Buñuel («Los Olvidados» – «Die Vergessenen», 1950). Er fand in Mexiko über Jahre hinweg Inspiration und den Boden für seine Arbeit, die nach wie vor als Schlüssel gilt für die Erfahrung des mexikanischen Alltags zwischen lakonischem Realismus und überbordendem Traum.

Als wir aufstehen, liegt der beissende Geruch verkohlter Palmen in der blaugrauen Luft. Wir packen. Neben meinen Sachen liegt eine kleine tote Maus. Ich hebe sie am Schwanz hoch und lege sie in den Garten. Wirre Träume der letzten Nacht kommen mir in den Sinn. Sie gehen verloren auf der neu asphaltierten Strasse in Richtung Südwesten. Verkehr gleich null. Wir radeln nebeneinander und geniessen den Fahrtwind.

Nach drei Stunden Fahrt hat sich die Situation gänzlich verändert. Die Sonne

sticht, kein schattenspendendes Objekt weit und breit. Gemäss Karte müsste die Küste des Pazifiks nur noch fünf Kilometer entfernt sein. Doch es ist kein Wasser zu sehen, nur ausgetrocknete Lagunen mit weisser, blendender Salzkruste. Auch der Asphalt ist Vergangenheit.

Fahren geht nicht mehr, seit geraumer Zeit schieben wir unsere Velos durch den Sand. Am Horizont taucht ein Kleinlaster auf. Wir halten ihn an. Auf unsere Frage, ob dort hinten, wo er herkommt, Wasser zu kaufen sei, lacht der Fahrer. Nada! Überhaupt ist das sein Wort: Nichts! Damit schmettert er alle unsere Versuche ab, mit denen wir auf unserer Idee, die nächsten 200 Kilometer an der Küste entlangzufahren, beharren.

Schliesslich öffnet er den Laderaum, um unsere Räder einzuladen. Ich muss zweimal hinschauen. Eis, im Dunkeln grauweisses, grobkörniges Eis, aus dem eine Unmenge Fischköpfe hervorschauen. Wieder hören wir dieses freudige Lachen. Zu viert vorne im Lieferwagen eingeklemmt, fahren wir zurück. Der Fischhändler schimpft bei bester Laune auf den Staat, dem er den bewaffneten Tod schicken will, und stellt sich als Gabriel vor. Wie Gabriel in der Wüste, im «Nada», zu seinen Fischen im Eis kommt, wohin er damit will, bleibt ein Rätsel. Aber wir sind gerettet.

Ein Polizist hebt den Daumen, ihm gefällt, wie ich den Fluss gehalten habe und eben bei Rot über die Kreuzung gleite.

Nach der Überfahrt mit der Fähre zum mexikanischen Festland erreichen wir um Mitternacht den Bahnhof in Los Mochis. Ich habe mittlerweile meinen Vorderreifen fest mit einem alten Schlauch einbandagiert. Der Mantel war mit einem lauten Knall geplatzt. Genau in dem Moment, als wir im Hafen losfahren wollten. Im Bundesstaat Sinola, der als Zentrum des mächtigsten mexikanischen Drogenkartells gilt. Davon merken wir nichts. Wir schlafen vor dem Eingang des Bahnhofs, wo sich die Sicherheitsmänner für unsere Starrlaufräder interessieren. Ich lasse sie eine Runde auf meinem Velo fahren und bekomme dafür drei englische Bücher geschenkt. Kriminalromane.

Wir wachen um fünf Uhr früh auf. Nebelschwaden umhüllen den Bahnhof. Es herrscht geschäftiges Treiben. Der «Chepe» wird in einer Stunde losfahren. Die Strecke quert die Sierra Madre. Ein Gebirge, in dem sich der Zug auf über 2400 m ü. M. hochwindet. Nach einer halben Stunde fährt er auf offener Strecke im Schrittempo unter einer Brücke durch. Er hält. Hier liegen nebeneinander aufgereiht Dutzende Obdachlose. Der Zug weckt sie. Einige springen sofort auf und betteln um

Geld. Als wir weiterfahren, bleiben sie mit ihren Rufen im Nebel zurück. Mir kommt dieser Ort wie der Vorhof zum endgültigen Abgrund vor. Angst. Erste Strahlen der aufgehenden Sonne zerpfügen das Grau.

Volle Konzentration

Seit einer Woche bewegen wir uns täglich in einer der grössten Städte der Welt mit dem Velo. Mexico City: 24 Millionen Einwohner. Der Verkehr bewegt sich auf den bis zu sechsspurigen Hauptachsen in einem ständig gleichbleibenden Fluss. Dieses Gewusel ähnelt einem Fischschwarm und verlangt vom Radfahrer, möglichst die Geschwindigkeit der Autos zu halten, in den stehenden Kolonnen im Slalom nach vorne zu schießen und jede Lücke zu nutzen, die sich im querenden Verkehr aufmacht, egal welche Farbe die Ampel zeigt. Das ist der pure Tanz.

Die Fahrt gelingt nur, wenn die Konzentration auf dem Maximum des Möglichen ist. An die Folgen eines Fahrfehlers zu denken, dafür fehlt schlicht der Platz im Hirn. Die bedingungslose Kommunikation im Verkehr sichert das Überleben. Mich erstaunt, wie gross die Aufmerksamkeit aller ist. Sich hinter der Strassenverkehrsordnung zu verschanzen und auch so zu fahren, wäre der Kollaps in diesem fragilen System. Ein Polizist hebt den Daumen, ihm gefällt, wie ich den Fluss gehalten habe und eben bei Rot über die Kreuzung gleite.

Gegen die 60 Fahrer und eine Handvoll Fahrerinnen treffen sich an einer Strassenecke, dem Anfang der Desierto de los Leones. Angesagt ist ein offenes Bergrennen über 18 Kilometer. Im vollen Verkehr. Wir werden im Massenstart auf 2400 m ü. M. – der Höhe Mexico Citys – losfahren und hoffen, das Ziel auf fast 3200 m ü. M. zu erreichen. Gekommen sind Kuriere aus New York, Chicago, Seattle und anderen nordamerikanischen Städten. Aus Kanada, Australien, Warschau, Duisburg, Basel, Bern und zu einem Drittel aus Mexico City selber. Gefahren wird vom Starrlauf in verschiedensten Übersetzungen bis zum geschalteten Titanrad der Spitzenklasse alles.

Erster Basler, zweiter Schweizer

Das Rennen ist eröffnet. Das Anfangstempo horrend. Die Spitzengruppe weg. Mein Hirn fängt an zu pochen. Alle fünf Kilometer steht ein Streckenposten. Den zweiten könnte ich fressen, dass er erst die 10 hochhält. Beisse mich doch lieber am Hinterrad meines Vorfahrers fest. Versuche zu attackieren. Er kontert. Es folgt ein offener Schlagabtausch bis ins Ziel. Da fällt mir auf, dass hier eine Frau die Pedale tritt. Sie fährt als erste Fahrerinnen und zehnte Mexikanerin auf Rang 25 ins Ziel. Ich direkt hinter ihr, als erster Basler, zweiter Schweizer und vierter Europäer. Bin glücklich.

Der Himmel öffnet seine Schleusen. Es fängt an zu regnen. Obwohl aus lauter Höflichkeit von den Einheimischen als völlig ungewöhnlich abgetan zu dieser Jahreszeit, giesst es in Strömen und pladdert immer stärker. Die Abfahrt wird immer steiler. Wir



kommen aus dem Wald auf die Autobahn. Die Kanalisation kann die Wassermengen nicht mehr aufnehmen. Kein Pannentreifen, aber in den Senken steht das Wasser bis zu den Knöcheln. Dichter Verkehr. Diejenigen, die Bremsen haben, können sich nicht mehr auf sie verlassen.

Rechts drückt sich ein Sattelschlepper an mir vorbei. Im Spritzwasser erkenne ich einen Fahrer, der sich anschickt, dieses Ungetüm links zu überholen. Auf gleicher Höhe klickt er die Füsse aus den Pedalen und stellt sie auf den Velorahmen. Die Pedale laufen in immenser Geschwindigkeit mit. Sie bleiben bis auf Weiteres unerreichbar. Er wird sein Gefährt nicht mehr bremsen können, bevor es die Topografie der Strasse tut. Es ist Raph aus Lausanne, der amtierende Weltmeister der Velokuriere. Eine Erscheinung. Dieses Bild war die Reise wert. Allez Raph!

tageswoche.ch/+zuhyp ×

Mehr Bilder und Videos in der Online-Version dieser Reportage.



Irgendwo im Nirgendwo: Auf der Fahrt durch die Wüste wird das Vergangene abgehängt.



Zahlen und Fakten:

- Fahrer: Alice Spörri, #849 Kurierzentrale (24); Luca Fiechter, #903 Kurierzentrale (26); Armin Biehler, #115 Metropol (47)
- Maschinen: Schmetterling, Freilauf, 18 Gänge; Don Casati breakless; Le monstre, Starrlauf
- Transportmittel: Velo, Bus, Eisenbahn, Flugzeug
- Reisezeit: 5 Wochen, Mai bis Juni 2014
- Distanz: 3500 Kilometer insgesamt, davon 1800 Kilometer mit dem Velo
- Verschleiss: 12 Schläuche, 1 Reifen, 1 Hinterrad, 1 Velorahmen, 2 Gepäcktaschen

Google-Vertreter haben erstmals Havanna besucht. Kubas schwierige Beziehung zu den USA erschwert jedoch das Geschäft.

Google entdeckt Kuba

von Andreas Knobloch

Google will auch den letzten Winkel der Erde mit dem Internet verbinden. Vor etwa einem Jahr stellte der kalifornische Technologiekonzern erstmals Project Loon vor, ein wie Science-Fiction wirkendes Forschungsprojekt: Über gasgefüllte Ballons in der Stratosphäre, an denen Relaisstationen

angebracht sind, sollen ländliche und abgelegene Gebiete mit Internet versorgt und – na klar – somit neue Märkte gesichert werden.

Eine dieser abgelegenen Ecken, zumindest was die Internetversorgung angeht, ist Kuba. Dorthin war in der vergangenen Woche Google-Chef Eric Schmidt zusam-

men mit seinem Ideen-Guru Jared Cohen, Direktor des firmeneigenen Thinktanks Google Ideas, sowie zwei weiteren hochrangigen Google-Managern gereist. Bei der zweitägigen Stippvisite in Havanna kamen Schmidt und seine Begleiter sowohl mit Regierungsvertretern als auch unabhängigen Software-Entwicklern und Vertretern der regierungskritischen Bloggerszene zusammen. Ziel des Kurztrips sei es gewesen, «ein freies und offenes Internet zu fördern», schrieb Schmidt nach der Reise in seinem Google+-Account.

Kaum Internet auf Kuba

Bereits im November 2013 hatte Schmidt in einem Interview mit dem «Wall Street Journal» erklärt, Kuba stünde «ganz oben auf der Liste» seiner Prioritäten. Es war das erste Mal überhaupt, dass Google-Vertreter offiziell Kuba besucht haben. Die USA unterhalten seit 1961 keine diplomatischen Beziehungen mehr zu Kuba und halten ebenso lange eine absurde Blockade gegen die sozialistische Karibikinsel aufrecht. Im vergangenen Jahr hatte Schmidt bereits Nordkorea und Myanmar besucht; Länder, gegen die die USA ebenfalls Sanktionen verhängt haben und in denen der freie Internetzugang von der jeweiligen Regierung stark eingeschränkt wird.

«Die USA müssen ihre Geschichte überwinden»: Google-Vorstandsvorsitzender Eric Schmidt.

FOTO: REUTERS



Kuba ist das Land mit der niedrigsten Internet-Zugriffsrate in der Hemisphäre. Nur ein sehr begrenzter Sektor an Personen – Wissenschaftler, Kulturschaffende, Journalisten sowie ausländische Geschäftsleute – hat Zugang zum Internet von zu Hause aus. Nach Schätzungen der nationalen kubanischen Statistikbehörde hatten Anfang 2010 nur knapp drei Prozent der Bevölkerung direkten Zugang zum Netz. Die Zahl dürfte heute zwar ein wenig höher liegen, private Anschlüsse sind aber weiter eine Seltenheit.

Für die kubanische Regierung liegt die Priorität in der Schaffung von Gemeinschaftszentren, in denen die Bevölkerung Zugang zum Internet hat, sowie im Ausbau der Verbindungen in Forschungs-, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen. Touristen können sich in einigen Hotels einloggen, zu Tarifen allerdings, die auch für Touristen sehr teuren sind (8 bis 10 US-Dollar pro Stunde).

Im vergangenen Jahr waren überall auf der Insel staatliche Cybercafés eröffnet worden. Sich ins Internet einzuloggen bleibt bei Preisen von 4,50 US-Dollar/Stunde für viele aber unerschwinglich. Vor wenigen Monaten hat die staatliche Telefongesellschaft Etecsa einen E-Mail-Dienst für Smartphones eingerichtet, der das Versenden und Empfangen von elektronischen Nachrichten, aber kein Surfen im Internet erlaubt. Der neue Service stiess auf riesiges Interesse. In nur drei Monaten meldeten sich 240 000 Nutzer an. Insgesamt wurden bereits mehr als 29 Millionen E-Mails verschickt.

In Kuba werden Informationen und Dateien über USB-Sticks und andere Datenträger von Hand zu Hand weitergegeben.

Aber in den Jahren der Mangelwirtschaft haben die Kubaner gelernt zu improvisieren und eine Art Offline-Internet geschaffen. Informationen und Dateien werden über USB-Sticks und andere Datenträger von Hand zu Hand weitergegeben. Auf der Strasse kann man beispielsweise das sogenannte Paket der Woche («el paquete de la semana») kaufen. Es enthält eine Auswahl an Filmen, Seifenoperen, Fotos, Zeitschriften und Ratgebern bis hin zu Wikipedia-Artikeln – Internet auf CD quasi.

Mancherorts gibt es auch lokale Wifi-Netze, über die gemeinsam Computerspiele gespielt sowie Neuigkeiten, Filme und Serien ausgetauscht werden oder über die man chattet. «Die technische Community verwendet nicht-lizenzierte Versionen von Windows (die USA erlauben es nicht, Lizenzen zu erwerben) und GNU Debian Linux

auf asiatischer Hardware und mit Firefox», stellte Schmidt fest, auf den das Ganze gewirkt haben muss wie eine Zeitreise: «Wenn Kuba in den 1950er-Jahren gefangen ist, steckt das Internet von Kuba in den 1990er-Jahren fest.»

Während politische Gegner der kubanischen Regierung vorwerfen, das Recht auf Informationsfreiheit zu beschneiden, macht diese die Wirtschaftsblockade der USA für die Schwierigkeiten verantwortlich und begründet damit auch die Restriktionen für individuellen Internetzugang. Die Sanktionen verhinderten, dass Kuba Anschluss an die Unterseekabel in der Karibik erhält oder US-Unternehmen Glasfaserkabel nach Kuba verlegen können.

Schwieriger Marktzugang für Google

Seit 1996 verfügt die Insel über Internetanschluss per Satellitenverbindung, was aber deutlich langsamer und teurer ist. Vor drei Jahren war dann mit grossem Tamtam ein Unterseekabel zwischen Venezuela und Kuba verlegt worden, mit dem Kuba endlich Internet-Breitbandanschluss erhalten sollte. Seither geht der Ausbau des veralteten Kabel- und Telefonnetzes aber nur schleppend voran. Wirklich spürbare Verbesserungen sind dadurch noch nicht festzustellen.

Anlässlich von Schmidts Besuch erinnerte die kubanische Tageszeitung «Granma» daran, dass Kuba eines der wenigen Länder der Welt ist, das aufgrund der US-Sanktionen zu einem Grossteil der Google-Dienste keinen Zugang hat, z.B. Google Analytics. Auch Googles Internet-Browser Chrome kann man in Kuba nicht herunterladen, ebenso wenig Millionen von Applikationen für Googles Betriebssystem für mobile Geräte, Android. Schuld auch daran – die US-Sanktionen.

Andere, zum Teil skurrile Auswüchse der US-Blockade erfuhr Schmidt dagegen am eigenen Leib: «Die Regierung der USA bezeichnet Kuba als einen den Terroris- mus unterstützenden Staat – auf einer Stufe mit Nordkorea, Syrien, Iran und Nord-Sudan.» Tatsächlich haben die USA Nordkorea im Gegensatz zu Kuba im Jahr 2008 von ihrer schwarzen Liste der Terrorunterstützer gestrichen. Es gibt auch kein Land, das Nord-Sudan heisst, nur Sudan – den Schmidt wahrscheinlich meint – und Südsudan.

«Reisen nach Kuba», so Schmidt weiter, «werden vom Amt zur Kontrolle von Auslandsvermögen des US-Finanzministeriums überprüft. Und mit unserer Reiseerlaubnis ist uns ausser Geschäftstreffen so gut wie nichts gestattet. Unser Hotel durfte nicht mehr als 100 US-Dollar pro Tag kosten, und die täglichen Ausgaben 188 US-Dollar nicht überschreiten. Es ist nicht verwunderlich, dass es in Havanna viele Hotelzimmer gibt, die 99 US-Dollar kosten.» Und noch eine andere Sache ärgert Schmidt: «Ein Resultat der Blockade ist, dass asiatische Technologie schwerer zu verdrängen sein wird.» Letztlich geht es eben immer

auch um den Zugang zu Märkten. Die 11,2 Millionen Einwohner Kubas bilden immerhin den grössten Telekommunikationsmarkt der Karibik.

Und der könnte – vielleicht schon in gar nicht allzu ferner Zukunft – interessant werden, beispielsweise auch für Googles Project Loon. Um ein solches Projekt auf der Karibikinsel voranzutreiben, bräuchte der Konzern allerdings die Genehmigung der kubanischen Regierung – und ein Ende der US-Blockade.

Dabei ist in letzter Zeit durchaus einige Bewegung in die Beziehungen zwischen den USA und Kuba gekommen: Zahlreiche namhafte US-Politiker, Vertreter religiöser Organisationen sowie der US-Handelskammer, die Kuba besucht hatten, sprachen sich kürzlich für ein Ende der Blockade und eine Normalisierung der Beziehungen beider Länder aus.

In einem Ende Mai veröffentlichten Interview bezeichnete US-Vizepräsident Joe Biden allerdings die Inhaftierung des US-Bürgers Alan Gross auf Kuba als «wichtiges Hindernis» für eine Verbesserung der Beziehungen. Gross war im Dezember 2009 in Havanna festgenommen worden. Er soll – ausgerechnet – satellitengestütztes technisches Equipment nach Kuba gebracht haben. Wegen Spionage wurde er zu 15 Jahren Haft verurteilt.

Kuba fordert im Gegenzug die Freilassung der drei noch in den USA einsitzenden sogenannten «Cuban Five», kubanischer Agenten, die im Auftrag der Regierung in Südflorida Informationen über exilkubanische Gruppen gesammelt hatten, um Terroranschläge auf der Insel zu verhindern. Die Frage der Inhaftierungen ist zentral für die künftigen Beziehungen zwischen beiden Ländern; die USA haben einen Gefangenenaustausch zuletzt aber wiederholt abgelehnt.

Google hofft auf bessere Beziehungen

Eines aber lässt sich in jedem Fall nicht leugnen. Es sind neue Zeiten auf Kuba angebrochen. Das Land öffnet seine Wirtschaft – wenn auch vorsichtig. Am 1. Juli erst ist das Gesetz zu Auslandsinvestitionen in Kraft getreten, eines der wichtigsten und weitreichendsten Gesetze der vergangenen Jahre. Demnach sollen fast alle Sektoren der kubanischen Wirtschaft für ausländische Investitionen geöffnet werden. Ausgenommen bleiben die Bereiche Gesundheit, Bildung und Militär. Auch Exilkubaner können demnach künftig auf der Insel investieren.

Die USA aber stehen wegen ihrer Blockadepolitik weiter aussen vor – und damit auch Google. «Kuba wird seine Wirtschafts- und Handelspolitik öffnen müssen», schrieb Schmidt. «Und die USA müssen ihre Geschichte überwinden und das Embargo beenden. Beide Länder müssen schwierige politische Entscheidungen treffen, aber es wird sich lohnen.» Nicht nur, wahrscheinlich aber auch für Google.

tageswoche.ch/+el6ni

×

Zwanzig Jahre Bird's Eye Jazz Club: Stephan Kurmann spricht über die Gründungszeit, den Neid auf seine Vormachtstellung und den Wandel in der Jazzmusik.

«Neider sollten einen eigenen Club gründen»

von Marc Krebs und Valentin Kimstedt

Stephan Kurmann, hätten Sie vor 20 Jahren gedacht, dass das Bird's Eye quasi zur Lebensaufgabe für Sie werden würde?

Nein, damals hatten wir nur die Gegenwart vor Augen. Nachdem der «Birseckerhof» mit Livejazz aufgehört hatte, bedeutete das, dass es in Basel keinen Ort mehr gab, wo regelmässig Livejazz geboten wurde.

Aber im Atlantis gabs doch in den frühen 1990ern noch mehrmals wöchentlich Konzerte?

Ja, aber das «-tis» hatte sich schon längst vom Jazz verabschiedet. Uns ging es um eine Clubatmosphäre, einen Treffpunkt

auch. Den gab es nicht mehr. Als wir 1994 das Bird's Eye bezogen, war das Atlantis gerade frei, man hätte es pachten können. Aber das hätte mich nie interessiert. Es war viel zu gross – und durch die zwei Bars ohne Sicht zur Bühne für mich auch zu lärmig. Vor 50 Jahren war Jazz Popmusik, da füllte man ein Atlantis, da stimmte das Ambiente. In den Neunzigern war das nicht mehr der Fall.

Sie waren Jazzmusiker, hatten kein Lokal mehr. Also gründeten Sie Ihr eigenes?

Ein Stück weit, ja. Meine damalige Partnerin brachte die Idee eines Jazzclubs auf. Sie fragte mich eines Tages: «Wenn du einen Jazzclub eröffnen würdest, wie würdest du ihn nennen?» Mir kam «Bird's Eye» in den Sinn. Im Englischen steht das für eine Fermate (Ruhezeichen, Anm. d. Red.). Ein passender Name, fand ich. Auch, weil ich bereits eine mögliche Visualisierung mit diesem Notationszeichen vor Augen hatte. Einen Ruhepunkt für Jazzliebhaber.

Und dann fanden Sie einen Raum im Bell-Areal, der grossen Zwischennutzung in der grenznahen Industriezone.

Ja. Mich hatte zuvor der Groove im Schlotterbeck fasziniert – und als das Bell-Areal besiedelt wurde, bewarb ich mich für Räume, durfte einziehen und bot Workshops an. Meine Freundin sah, wie durch die Jam-Sessions ständig Musiker ein- und ausgingen, und brachte dann eben die Idee ein, doch einen Club zu gründen. Im Parterre des Hauses gab es einen ehemaligen Lagerraum. Dort hatte Sabine Bürgin ihren Flügel eingestellt, weil sie zu Hause nicht genug Platz hatte. Man musste den Raum etwas herrichten. Vor allem die Akustik war eine Herausforderung. Die konnten wir aber dank guten Tipps und einigem Aufwand lösen. Zum Glück lebten und arbeiteten im Bell auch motivierte, hilfreiche Handwerker, auch eine Lüftung aus einem Abbruchobjekt wurde eingebaut. Wir bauten eine Bühne aus vorhandenem Material, sammelten in Brockenhäusern Stühle zusammen und fanden eine Bar. So entstand das alte Bird's Eye.

Macht alles Sinn.

Damals sahen das viele anders. Viele Leute warnten mich, als ich von der Idee erzählte: «Einen Jazzclub eröffnen, ja spinnst du denn? Willst du dich völlig ruinieren?»

War Jazz dermassen am Boden vor 20 Jahren?

Nein, aber nicht lukrativ. Aber darum ging es mir schon damals nicht. Ich war Jazzmusiker. Hätte ich richtig Geld verdienen wollen, hätte ich mir einen anderen Beruf gesucht.

Aber das ist ja nicht nur im Jazz so – sondern allgemein bei freischaffenden Musikern.

Einverstanden, das zieht sich über alle Sparten hinweg. Da würde ein Grundeinkommen viel Druck wegnehmen.

Ein Grundeinkommen haben Musiker, die bei Ihnen im Bird's Eye spielen. Sie sagten uns mal, dass jeder Musiker mindestens 300 Franken erhält – weil Sie bewusst gegen die Ausbeutung, das Dumping der Musiker, ein Zeichen setzen möchten.

Ja, das stimmt. Doch wir können uns das nur leisten, weil wir nicht nur auf die Einnahmen an der Kasse angewiesen sind. Wir sind zu einem Viertel selbsttragend.

Zu drei Vierteln von Gönnern?

Ja, das Budget beläuft sich inzwischen auf jährlich etwa eine Million Franken. 100 000 decken wir mit Beiträgen der öffentlichen Hand, 150 000 kommen von diversen Gönnern, 500 000 Franken von der Stiftung Levedo, 250 000 aus den Einnahmen.

Levedo wurde bekanntlich von Beatrice Oeri gegründet, die auch die TagesWoche ermöglicht hat. Sie gehört seit Jahren zu den grossen Gönnerinnen im Bird's Eye.

Ja, sie unterstützt den Club via Stiftung, leistet aber auch als private Person sehr wichtige Arbeit. Sie ist jeden Abend hier im Club, hat schon vor langer Zeit das übernommen, was mir nicht mehr möglich ist: die Leute zu begrüssen, den Club- und Barbetrieb zu organisieren. Und das macht sie einfach super. Sie wäre mit ihrem Engage-

ANZEIGE



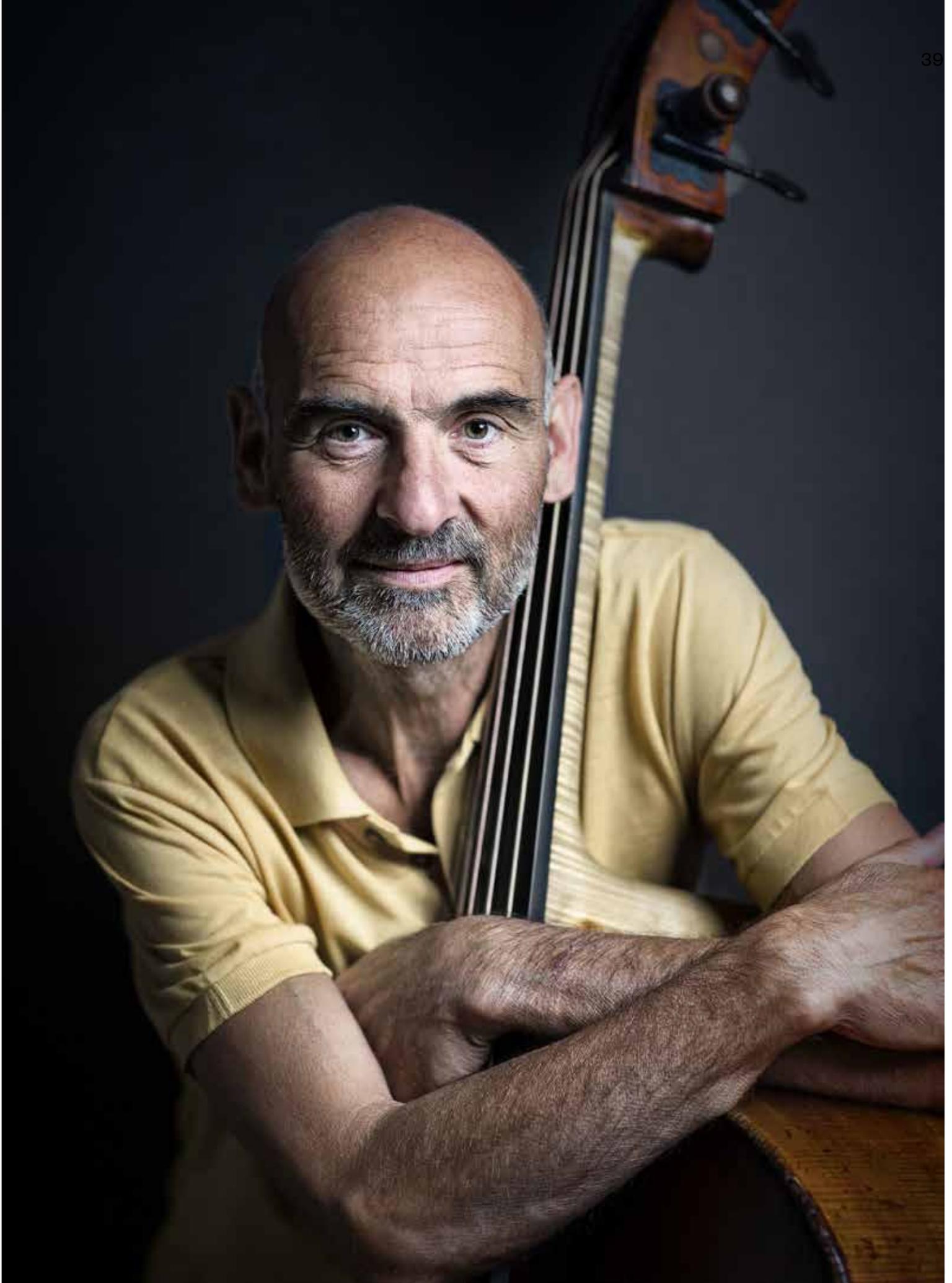
ICYE Schweiz sucht

eine Gastfamilie in Basel oder Umgebung ab September für **Diana (27) aus Mexiko**. Diana hat Recht studiert und treibt in ihrer Freizeit viel Sport und liest. Sie wird für 10 Monate einen Sozialeinsatz im Familienzentrum Gundeli und bei der Organisation Nosotras absolvieren.

Gastfamilien können alle sein!

Hauptsache Sie sind interessiert an anderen Kulturen. ICYE ist eine nicht gewinnorientierte Austauschorganisation. Ziel der Austauschprogramme ist die Förderung der interkulturellen Verständigung.

Wir freuen uns auf Ihren Anruf!
031 371 77 80, info@icye.ch,
www.icye.ch



«Das Bird's Eye ist bei Musikern fast noch bekannter als beim Publikum»: Clubgründer Stephan Kurmann.

FOTO: PHILIPPE HOLLENSTEIN

ment schwer zu ersetzen. Und seit etwa 16 Jahren ist sie kompetente und verantwortungsbewusste Präsidentin des Trägervereins Jazz-Live Basel.

Ein Glücksfall, zumal sie offenbar auf den Inhalt nicht Einfluss nehmen will.

Doch schon, aber nicht direkt auf das Programm. Wie in anderen künstlerischen und konzeptionellen Belangen haben wir auch darin ähnliche Vorstellungen. Wir haben uns immer gut verstanden. Es gab andere potenzielle Mäzene, die nur Geld gegeben hätten, wenn sie auch ein Mitspracherecht beim Programm erhalten hätten. So etwas hat mich aber nie interessiert. Ich wollte immer die Unabhängigkeit bewahren, ohne künstlerische oder kommerzielle Kompromisse machen zu müssen.

Aber die Bar läuft sicher nicht schlecht, an einer zentralen Lage wie dem Kohlenberg.

Die Bar lief im alten Bell eigentlich besser. Dort gab es keine Alternativen. Hier kommen die Leute nicht her, um zu trinken, sondern um zuzuhören. Für diese Erkenntnis mussten wir auch Lehrgeld zahlen. So glaubten wir mal, wir sollten nach Mitternacht noch warmes Essen anbieten. Der Zuspruch war gering, das Angebot in der Innenstadt schon genügend vorhanden.

Früher war alles provisorisch eingerichtet, heute etabliert. Symptomatisch für den ganzen Club?

Ja, sicher. Wir gehören zu den etablierten und auch subventionierten Kulturbetrieben der Stadt. Wir sind privilegiert, das ist uns sehr wohl bewusst. Wer in den Anfangsjahren wissen wollte, was im Bird's Eye gespielt wird, wählte eine Telefonnummer und hört das Programm via Beantworter. Der Clubeingang wirkte versifft, man musste durch dunkle, verspraye Gänge. Das nahmen aber auch die Gäste, die das nicht kannten, auf sich, denn es ging um das Wesentliche, die Musik. Damals hatten wir mehr Stammgäste, weil der Club weniger Leuten bekannt war. Aber auch heute kann man sagen, dass der Club bei Musikern bekannter ist als beim Publikum.

Ach ja? Weil Sie zu gute Gagen zahlen?

(lacht) Nein, aber weil wir die Musiker gut behandeln. Man kann bei uns an zwei Abenden spielen, das ist weltweit eine Seltenheit geworden.

Sie haben sich eine bemerkenswerte Stellung im Basler Jazz geschaffen: den einzigen Club gegründet, dessen Programm bestimmt – und dabei auch sich selbst als Bassist immer wieder auf die Bühne gestellt.

Mitfeiern in Basler Parks

Mit einer grossen Geburtstags-Jam-Session am 21. Juli feiert der Jazz Club sein Jubiläum zwar auch in den eigenen vier Wänden. Doch das Bird's Eye – der einzige Konzertclub in Basel, der keine Sommerpause kennt – geht auch raus zu den Leuten. In verschiedenen Parks kommen Zuschauer in den Genuss von Gratis-Konzerten. Und für Kinder wird ein spezielles Programm geboten. Details unter www.birdseye.ch

Ich weiss, worauf Sie hinauswollen: dass ich mir selber Auftritte zuschanze.

Was ja auch stimmt.

Das war einer der Gründe, überhaupt damit anzufangen. Ich rate allen Neidern, dasselbe zu tun: einen eigenen Club gründen und sich ins Programm setzen.

Dennoch birgt das Doppelmandat als Musiker und Programmchef Risiken.

Dessen bin ich mir bewusst. Ich achte darauf, dem Club und damit auch mir selber nicht zu schaden. Das Bird's Eye ist mein Pflänzchen, das gedeihen soll. Ich würde aufhören, hier zu spielen, wenn ich den Ansprüchen nicht mehr genügen, nicht mehr angefragt würde.

ANZEIGE

Stimmen
FESTIVAL 15.07. – 03.08.2014 / Infos & Tickets: www.stimmen.com

MARKTPLATZ LÖRRACH (D)
ELTON JOHN & BAND
THE BOSSHOS
NNEKA
BABYSHAMBLES
THE HIVES
THE GRAVELTONES
THEO PARRISH feat. AMP FIDDLER
TRIGGERFINGER

BURGHOF LÖRRACH (D)
LAUTTEN COMPAGNEY & AMARCORD
THEA HJELMELAND
ALICE RUSSELL
LUCY WARD
AMI WARNING
VOCALCONSORT BERLIN (STADTKIRCHE LÖRRACH)
ANNA CALVI
CALEXICO

THEATER AUGUSTA RAURICA AUGST (CH)
[Noites **Portuguêsas]**
CARMINHO
CARMINHO & BASEL SINFONIETTA

ROSENFELSPARK LÖRRACH (D)
JOHN GRANT
BILLY BRAGG
THE BIANCA STORY
FLAVIA COELHO
CHARLES PASI & BAND
JOE BEL
CAMILLE O'SULLIVAN
BILAL
LA CARAVANE PASSE
MOULETTES

REITHALLE IM WENKENPARK RIEHEN (CH)
ENSEMBLE PHOENIX MUNICH
VIVE

INNENSTADT LÖRRACH (D)
LÖRRACH SINGT!

Stimmen AFTERSHOWS
NACH DEN MARKTPLATZKONZERTEN IM BURGHOF LÖRRACH (D)
MIT THE ELWINS, RIVAL KINGS, HONG FAUX UND END

Premiumsponsoren:
 Sparkasse Lörrach-Rheinfelden
 badenova Energy. Tag für Tag
Hauptsponsor:
 Endress+Hauser

Aber so verdienen Sie doppelt Geld.

Darum geht es wirklich nicht, sondern um die Freude am Musizieren. Ich weiss, dass gewisse Leute in der Jazzszene beanstanden, dass ich so oft auf der eigenen Bühne stehe. Andere freuen sich darüber. Ich spiele das geeignetste Instrument, um im Hintergrund, in unterschiedlichsten Formationen mitzuspielen. Ich habe viel Erfahrung in vielen Stilen. Darum werde ich oft auch als Ersatz angefragt. So wie jetzt vom Montreux Jazz Quartet, bei dem Heiri Känzig verhindert ist. Mit meinem Instrument stehe ich nicht im Vordergrund, ich passe mich der Band an und nicht umgekehrt. Darum heisst es ja auch Bass.

Weil er sich «anbass»?

Genau.

Sie stellen das aber nicht zur Bedingung, wenn Sie eine internationale Band buchen?

Sie lachen jetzt. Aber in Neuchâtel gab es mal einen Club, da war es Bedingung, dass der Veranstalter als Schlagzeuger mit spielte. Das ging dann auch nicht lange gut.

Dennoch ist die Konstellation nicht einfach für eine kleine Stadt wie Basel: Alle Jazzer möchten bei Ihnen spielen. Müssen sich aber auch mit Ihnen arrangieren.

Niemand muss heucheln. Ich plane nach musikalischen, aber natürlich auch menschlichen Kriterien. Gewisse Musiker sind sehr nett zu mir – und hintenrum reden sie schlecht über mich. Deshalb frage ich mich oft: Ist jemand wirklich nett, oder will er nur einen Gig? Manche sind sauer auf mich, wenn sie keinen Gig erhalten.

«Ich buche nicht nur, was mir gefällt. Ich hole gern andere Meinungen ein.»

Zurück zu den wilden Anfängen: Was vermissen Sie aus dieser Zeit?

Alles ändert sich. Es hatte seinen Reiz, kurzfristig zu planen. Heute buche ich mitunter schon ein Jahr und mehr im Voraus. Dafür führen wir ab Oktober an zwei Abenden monatlich «last minute dates» ein.

Sie haben selber erwähnt, dass sich der Jazz verändert hat. Zugleich hört man weiterhin Bands, die alte Standards spielen. Müsste sich das Bird's Eye radikaler öffnen, wenn es weitere 20 Jahre bestehen möchte?

Wir sind offen. Ich bin froh, dass ich viele administrative Aufgaben abgeben konnte und mich wieder mehr aufs Programm konzentrieren darf. Dafür habe ich einen jüngeren Musiker hinzugezogen, der gut vernetzt ist in der jungen Szene – und mir Empfehlungen gibt. Ich hole gerne andere Meinungen ein, buche auch nicht nur, was mir gefällt, sondern auch etwas, wovon ich weiss, dass es dem Publikum gefällt und ich es mir nicht anhören mag. Das kommt vor.

Wie halten Sie sich jung und agil?

Die Musik ist eine Kunstform, die per se frisch bleiben sollte, wenn sie aus Liebe ge-

macht wird. Im Prinzip sollte ja überhaupt jeder das beruflich machen, was er möchte.

Klar. Trotzdem können wir uns kaum vorstellen, dass alle Gäste Ihres Lokals ständig die gleichen Standards wie «Autumn Leaves» hören möchten.

Dieses Stück hört man heutzutage wohl sehr selten im Bird's Eye. Aber solange ein Musiker es gerne spielt, leidenschaftlich auch, ist daran nichts auszusetzen.

Im September wird der Jazz Campus an der Utengasse eröffnet, der nebst Schulzimmern auch einen Liveclub enthalten wird. Fürchten Sie diese Konkurrenz?

Die Schule ist ähnlich aus dem Nichts gewachsen wie das Bird's Eye. Wir haben immer zusammengearbeitet und voneinander profitiert, denn beide Lokale ziehen Musiker an. Nun wird die Hochschule die meisten ihrer Diplomkonzerte bei sich durchführen statt wie bisher bei uns. Es gibt ja heute generell wieder viel mehr Orte, wo Jazz gespielt wird: in den Quartieren wie etwa in der Sonny's Bar im St. Johann oder in der Lady Bar an der Feldbergstrasse. Ich meine, dass es Platz für alle hat.

Wieso?

Weil es auch immer mehr Musiker gibt. Die Frage ist höchstens, wie viel Publikum für das Angebot vorhanden ist. In unserem Fall sind wir sehr zufrieden, denn die Auslastungszahlen sind in den letzten Jahren gestiegen. Wir kommen im Jahr doch auf 10 000 Eintritte.

Sie haben vom Ruhepunkt gesprochen. Jüngere Jazzer monieren mitunter, dass es ein bisschen zu ruhig zu und her gehe im Bird's Eye.

Es gab immer Leute, die fanden, dass es sich bei uns anfühle, als sei man in der Kirche. So ruhig, so aufmerksam. Aber wir sind ein Konzertlokal, da sollte auch die Livemusik im Zentrum stehen.

Auch die Musik hat sich in den 20 Jahren verändert.

Das stimmt. Früher hatten wir oft Ad-hoc-Formationen, es wurden viele Standards gespielt, ohne Noten. Heute gibt es viel mehr Bands mit eigenem Konzept und eigenen Kompositionen. Diese sind zum Teil so komplex, dass sie sogar für die Musiker zu schwierig werden. Man sieht auch viel mehr Notenständer auf der Bühne als früher.

Hat das mit der Akademisierung des Jazz zu tun?

Ja, sicher auch. Ich lernte noch, auf der Bühne zu spielen. Heute erhalten viele eine professionelle Ausbildung, doch manchmal fehlt es an Bühnenerfahrung. Das heisst, die jungen Studenten komponieren ausgetüftelte Stücke im stillen Kämmerlein. Anspruchsvoll, aber vielleicht nicht immer publikumsfreundlich.

Der Jazz ist intellektueller geworden?

Zu einem gewissen Teil auf jeden Fall, ja. Aber er bleibt eine Musik, bei der die Improvisation eine wesentliche Rolle spielt und die damit auch sehr vom Moment abhängt.

tageswoche.ch/+kzhd8

Show



Cyclope

«Cyclope» steht für ein Kunstwerk von Tinguely – und seit 2012 auch für ein circensisches Spektakel. Die Story: Ein verlassener Vergnügungspark wird von den ehemaligen Artisten, Clowns und Schaubudenbesitzern heimgesucht, die aus den Trümmern einen riesigen Kopf bauen und zum Leben erwecken.

Täglich 20.45 Uhr, Klybeckquai.
• www.cyclope2014.ch

Musik

«Stimmen»-Festival

Das «Stimmen»-Festival steigt dieses Jahr zum 21. Mal. Das grösste oberrheinische Musikereignis ist – wie es der Name schon sagt – der menschlichen Stimme und ihrer Vielfalt gewidmet. In den kommenden zwei Wochen sind unter anderem zu sehen: Elton John, Calexico, The Hives und Flavia Coelho.

15. Juli bis 3. August. Detailprogramm und Orte unter
• www.stimmen.com

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Kinoprogramm

Basel und Region 11. bis 17. Juli

ANZEIGEN



PATHE LIVE

PATHE KÜCHLIN | SONNTAG, 20. JULI | 20h00 (Ed)



Reguläre Tickets: CHF 30.- | Reduzierte Tickets: CHF 27.-
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

- Steinenvorstadt 36 kitag.com
- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
FR-DI: 14.00-MI: 16.00^D
 - **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [4/4 J]
14.00^D
 - **THE TWO FACES OF JANUARY** [12/10 J]
FR-DI: 17.00/20.00^{E/diff}
 - **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J]
FR-DI: 17.00/20.00
MI: 18.15/20.30^D
 - **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS**
MI: 14.00/20.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

- Theaterstr. 7 kultkino.ch
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J]
14.30/18.15/21.00^{D/diff}
 - **SUZANNE** [16/14 J]
14.45/20.50^{F/d}
 - **BOYHOOD** [10/8 J]
15.00/20.15^{E/diff}
 - **LOCKE** [12/10 J]
16.45^{E/diff}
 - **MOLIÈRE À BICYCLETTE** [10/8 J]
17.00^{F/d}
 - **FAITH CONNECTIONS** [12/10 J]
18.30-SO: 12.30^{Ov/diff}
 - **SIDDHARTH** [16/14 J]
19.00^{Ov/diff}
 - **EDWARD BURTYSKY'S WATERMARK** [14/12 J]
SO: 12.45^{Ov/d}
 - **NEULAND** [6/4 J]
SO: 12.45^{D/diff}

KULT.KINO CAMERA

- Rebgasse 1 kultkino.ch
- **MANUSCRIPTS DON'T BURN** [16/14 J]
FR/DI: 16.00-SO: 12.45/20.15^{Ov/diff}
 - **ILO ILO** [16/14 J]
16.30^{Ov/diff}
 - **LA PETITE CHAMBRE** [14/12 J]
FR: 18.30^{F/d}
EINFÜHRUNG: PROF. DR. JOACHIM KÜCHENHOFF. ANSCHLIESSEND APÉRO-GESPRÄCH.
 - **LE DÉMANTELEMENT** [8/6 J]
18.30^{Ov/diff}
 - **ÜBER-ICH UND DU** [12/10 J]
20.45^D
 - **SHELL** [12/10 J]
FR: 21.00-SA: 16.00
MO: 16.15-MI: 18.15^{E/diff}
 - **A TOUCH OF SIN** [16/14 J]
SA: 18.15-SO: 15.30
MO/MI: 20.15^{Ov/d}
 - **FINSTERWORLD** [14/12 J]
SA: 21.00-MO: 18.15^{Ov}
 - **IL BACIO DI TOSCA**
SO: 11.00^D
 - **ALFONSINA** [6/4 J]
SO: 11.15^{Sp/diff}
 - **OMAR** [16/14 J]
SO: 13.00^{Arab/d/o}
 - **FRUITVALE STATION** [14/12 J]
SO: 14.45^{E/d}
 - **VALLEY OF SAINTS** [16/14 J]
SO: 18.15-DI: 21.00-MI: 16.15^{Ov/d}
 - **AMOUR** [14/12 J]
DI: 18.30^{F/d}

KULT.KINO CLUB

- Marktplatz 34 kultkino.ch
- **GABRIELLE** [10/8 J]
16.00/18.15/20.30^{F/d}

NEUES KINO

- Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
- **SILO-OPEN-AIR: 16.7.2014 - 15.8.2014**

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **A MILLION WAYS TO DIE IN THE WEST** [16/14 J]
13.00-FR-DI: 17.45/20.15
FR/SA: 22.45-MI: 17.30^D
- **URLAUBSREIF** [8/6 J]
13.00/15.30/18.00/20.30
SA/SO: 10.30^D
- **DAS MAGISCHE HAUS - 3D** [6/4 J]
FR/SO/DI: 13.15-SA: 11.00
SA/MO/MI: 15.20^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D** [0/0 J]
13.15/15.15-SA/SO: 11.15^D
- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J]
13.20/15.30/17.45/20.00
FR/SA: 22.15-SA/SO: 11.00^D
- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
13.30/15.45/18.00
SA/SO: 11.15^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
14.30-FR/DI: 17.00-
FR: 22.30 SA/SO: 11.30-
SA-MO/MI: 19.45^D
FR/DI: 19.45-SA-MO/MI: 17.00
SA: 22.30^{E/diff}
- **OUT OF THE FURNACE** [16/14 J]
14.30-FR/DI: 17.30-
FR: 22.50 SA-MO/MI: 20.15^D
FR/DI: 20.15 SA-MO/MI: 17.30-
SA: 22.50^{E/d}
- **NIX WIE WEG - VOM PLANETEN ERDE - 3D** [6/4 J]
FR/SO/DI: 15.20
SA/MO/MI: 13.15-SO: 11.00^D
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER - 3D** [6/4 J]
FR-DI: 15.30-SA/SO: 10.45^D
- **EDGE OF TOMORROW - 3D** [14/12 J]
17.15-FR/SO-MI: 19.45
FR/SA: 22.30^D
- **L'INTREPIDO** [16/14 J]
FR-DI: 17.30^{Ov}
- **BAD NEIGHBORS** [14/12 J]
20.00-FR/SA: 22.20^D
- **BRICK MANSION** [14/12 J]
FR: 20.10-FR/SA: 23.00
SA: 19.45^D
- **X-MEN: ZUKUNFT IST VERGANGENHEIT - 3D** [12/10 J]
FR: 23.00-SA-MO/MI: 20.10^D
SA: 23.00-DI: 20.10^{E/diff}
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J]
SA/SO: 11.30^D
- **TRANSFORMERS: AGE OF EXTINCTION - 3D**
MI: 17.00^D MI: 20.30^{E/diff}

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [0/0 J]
13.15^D
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J]
15.15/17.30-FR: 22.00
SA/MO-MI: 19.45^D
FR/SO: 19.45-SA: 22.00^{E/diff}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
FR-MO: 14.30/17.30/20.30
DI: 14.15/17.00^{E/diff}
- **EDGE OF TOMORROW - 3D** [14/12 J]
FR-DI: 15.00/18.00/21.00^{E/diff}
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D**
DI: 20.00^{E/diff}
SWISSCOM MÄNNERABEND
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D**
MI: 14.30/20.00^D
MI: 15.00/20.15^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 20. AUGUST 2014**

STUDIO CENTRAL 42

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J]
15.00/17.30/20.00^{E/diff}
- ### FRICK MONTI
- Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
FR-MO: 19.15^D
 - **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER - 3D** [6/4 J]
SO: 15.00^D
 - **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J]
SO: 17.00^D
 - **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D**
MI: 19.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J]
FR-SO 18.00^D
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE** [10/8 J]
MO-MI 18.00^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
FR-DI: 20.15^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 14.00^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [0/0 J]
MO-MI: 14.00^D
- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
SA-MI: 15.45^D
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D**
MI: 20.00^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **GABRIELLE** [10/8 J]
FR-MO: 18.00^{F/d}
- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J]
FR: 20.15^{E/diff}
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J]
SA: 20.15-MI: 18.00^D
- **FAITH CONNECTIONS** [12/10 J]
SO: 20.15-DI: 18.00^{Ov/d}
- **DER GOALIE BIN IG** [12/10 J]
MO: 20.15^{Dialekt}
- **WORDS AND PICTURES** [12/10 J]
DI: 20.15^{E/diff}
- **WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
MI: 20.15^D

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
15.00^D
- **DER GOALIE BIN IG** [12/10 J]
FR-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^{Dialekt}
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: EINHEITSFUSSBALL.

DAS GESUNDHEITSWESEN WOLLEN SIE RETTEN, INDEM AUS ALLEN KRANKENKASSEN EINE EINHEITSKASSE WIRD.



KÖNNTE MAN SO NICHT AUCH DIE PROBLEME IM FUSSBALL LÖSEN?



WENN ALLE DIE GLEICHE MANNSCHAFT WÄREN...



...DANN HÄTTEN NACH JEDEM MATCH IMMER ALLE GEWONNEN.



EGAL WIE'S AUSGEANGEN IST.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 28/29;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Brunì (Produzent),
Yen Duong, Daniel Faulhaber
(Praktikant), Karen N. Gerig,
Simon Jäggi, Christoph

Kieslich, Valentin Kimstedt,
Marc Krebs, Hannes Nüsseler
(Produzent), Matthias Oppliger,
Florian Raz, Michael Rocken-
bach, Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler, Dominique
Thommen

Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller, Hana
Spada, Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Jean Tinguelys «Cyclope» kommt nach Basel. Seine «Lampe», den «Luminator», kennt man in Basel aber besser.

von Karen N. Gerig

Es gab eine Zeit, da kroch man im Bahnhof SBB nicht mittels Rolltreppen zu einer Passerelle hoch, sondern begab sich eine Rampe hinab in den Untergrund. Oben an der Rampe war auf massiven Metallpfeilern eine riesenhafte Lampe angebracht. Ein Ungetüm aus Metall und Glühbirnen. Ein Kunstwerk: Jean Tinguelys «Luminator».

Das Licht am «Luminator» im Bahnhof SBB wurde am 25. Oktober 1991 um 18 Uhr abends eingeschaltet. Sieben Jahre lang leuchtete und ratterte er, bevor er 1998 abgebaut werden musste, um für den Umbau des Bahnhofs Platz zu machen. Jegliche Versuche und Einsprachen, den «Luminator» danach wieder dort zu installieren, scheiterten. Der «Luminator» reiste für kurze Zeit nach Leipzig, wo ihn in der grossen Bahnhofshalle kaum einer wahrnahm,

und war dann für kurze Zeit im Museum Tinguely zu sehen. 2004 schliesslich verschwand er in einer Lagerhalle.

Nichts anderes als eine Lampe

1990 hatte Klaus Littmann, heute Kulturunternehmer, damals noch Galerist, die Idee, einen Kunstzug auf Reise zu schicken: den Kulturgüterwagen. Mehrere Künstler machten dabei mit, darunter Eva Aeppli, Bernhard Luginbühl und – Jean Tinguely. Im Frühling 1991 bauten sie in der Muba-Halle 107 (dem heutigen Musical Theater) einträchtig an ihren Werken für diesen Zug. Nur etwas störte das Künstleridyll, fand zumindest Tinguely: das Licht. Also machte er sich daran, eine Lampe zu bauen.

Er besorgte sich den Auslegearm eines Krans als Trägerelement, schraubte und schweisste daran Räder und andere Metallstücke, verkabelte alles. Die «Lampe», wie Tinguely den «Luminator» nannte, wog fast

vier Tonnen, war 24 Meter lang und 10 Meter hoch. Während der Art Basel 1991 beleuchtete sie den Kulturgüterwagen. Der Kunstzug ging danach auf Tournee, der «Luminator» blieb vorerst in der Messehalle. Hans Berchtold, der Wirt vom Bahnhofbuffet, wollte ihn für sein Restaurant. Tinguely fand, das sei keine Lösung. Die Schalterhalle jedoch, das konnte er sich vorstellen.

Also klärte man ab. Die SBB wollten zwar den Unterhalt bezahlen, den «Luminator» aber nicht erwerben. Am Schluss kaufte ihn der damalige Bankverein für eine Million Franken. Mitte August 1991 begann man mit dem Aufbau des «Luminators», am 30. August starb Jean Tinguely an einem Schlaganfall. Der «Luminator» war seine letzte Grossskulptur, der Platz in der Schalterhalle im Bahnhof SBB sein letzter Wunsch. Dort, wo ihn alle sehen können. Tinguely selbst hat ihn dort nicht mehr gesehen.

tageswoche.ch/+6wvvs2

«Luminator»: Bis 1998 am Bahnhof SBB, jetzt im EuroAirport.

FOTO: SBB HISTORIC



Das Museum Tinguely hamstert Glühbirnen

«Ein Verbot der Glühbirne durch die EU können wir – Künstler, Ausstellungsmacher, Kuratoren, Architekten und Designer – nicht akzeptieren», ist in einer Petition aus dem Jahr 2010 an die EU zu lesen. Die Petition zeigte keine Wirkung, die konventionelle Glühbirne verschwand aus den Einkaufsregalen. Mit Folgen für die Konservierungsarbeit in Museen.

In hohem Masse betroffen ist das Museum Tinguely. Ab 1972 schuf Jean Tinguely Lampenskulpturen, von bunt leuchtenden Zweckkunstwerken, bis hin zur Riesen-Kunstlampe «Luminator». Angesichts der begrenzten Lebensdauer der Leuchtkörper ist es kein Wunder, dass das Auswechseln defekter Glühbirnen zum Alltag der Restauratoren gehört.

Doch das Museum Tinguely ist in weiser Voraussicht vor dem Verschwinden der konventionellen Glühbirnen auf grosse Einkaufstour gegangen. «Wir haben rund 30 000 Glühbirnen gelagert», sagt Museums-Vizedirektor und Sammlungskurator Andres Pardey.

Wichtig ist dies vor allem bei Skulpturen, die man aus der Nähe betrachten kann. Beim «Luminator», der hoch oben an der Decke der Abflughalle des EuroAirports Basel-Mulhouse-Freiburg hängt, haben die Verantwortlichen ein Auge zugezückt. Dank der verwendeten LED-Lampen ist der Energieverbrauch zudem auf ein Zwanzigstel gesunken.

Dominique Spirgi

tageswoche.ch/+cye77

Im Südwesten Portugals liegt mitten in einem Nationalpark Carrapateira. Viel mehr als Meer gibt es hier nicht.

von Simon Jäggi

Carrapateira liegt mitten im Nichts. In drei Himmelsrichtungen begrenzen spärlich bewaldete Hügel den Ort, und im Westen branden die Wellen des weiten Atlantiks gegen die Küste, brechen sich an schroffen Steilklippen und dazwischen an weiten und einsamen Stränden. Der Bus fährt hier zweimal die Woche.

Zugegeben, etwas mehr als ein Wochenende Zeit brauchen Sie für diesen Ort – wenn Sie nicht gerade in der Nähe sind. Aber wer erst einmal hier ist, will so bald ohnehin nicht wieder weg. Das Leben hat ein anderes Tempo. Stundenlang lässt es sich auf schmalen Wegen den Küsten entlang spazieren. Auf den Felsen stehen Männer in schwindelerregender Höhe und fangen Fische.

Mit etwas Glück tobt hinter dem Horizont ein ferner Sturm. Dann donnern hohe Wellen an die Felsen und brechen sich zu meterhohen Wassertürmen, weisse Gischt weht durch die Luft und nässt Gesicht und Haare. Mehr Hektik, mehr Lärm werden Sie hier nicht finden. Es sei denn, Sie schrecken bei Ihren Streifzügen nistende Lachmöwen auf und kriegen sich mit den kreischenden Vögeln in die Federn. Doch auch diese Aufregung ist meist von kurzer Dauer.

Die Möglichkeiten, den Tag auszufüllen, sind rasch aufgezählt. Fahrradfahren, spazieren, den Vögeln und dem Meer zuschauen. Und am Abend lockt eine kleine Auswahl hervorragender Restaurants mit lokalem Essen. Die am Nachmittag auf den Felsen gefangenen Fische landen hier ebenso auf den Tellern wie die Rinder der angrenzenden Weiden.

Für die Nacht können Sie es sich aussuchen: ganz naturnah auf dem Zeltplatz, wo der Fluss bei der Praia da Bordeira ins Meer fließt. Oder hinter dem Ort in einem kleinen Tal aus weissem Kalkstein im Boutique Hotel mit Blick auf Pferde, Reiher und Hügel.

Und wenn Sie am nächsten Morgen nach einem kurzen Spaziergang am Sandstrand liegend den Surfern zuschauen und plötzlich Lust aufs kühle Nass verspüren, gibt es im Ort einen Verleih von Surfbrettern und den Lehrer gleich dazu. Dann steigen Sie in den Neoprenanzug, gehen ins Wasser, legen sich auf Ihr Brett und schwimmen raus durch das schäumende Wasser. Vor Ihnen die dramatisch wilde Küste, über Ihnen die kreischenden Möwen und die wärmende Sonne, unter Ihnen der kühle Atlantik. Von hinten kommt eine erste Welle und jetzt paddeln Sie. Paddeln, paddeln, paddeln.

tageswoche.ch/+pr00i

Ausschlafen

Mitten im grünen Tal liegt das Boutique Hotel Casa Fajara. Schlicht und rustikal, aber es lässt keinen Wunsch offen. Tennisplatz, Schwimmbad, Massage und das Schönste: der Blick vom Balkon über die grüne Ebene. Man glaubt gerne, dass hier Kate Winslet ihren Geburtstag gefeiert haben soll.

Ausgehen

Im Restaurante do Cabrita gibt es ebenso einfaches wie hervorragendes Essen. Der Fisch wird wenige Hundert Meter entfernt auf den Klippen geangelt, und das Gemüse kommt von den Bauern im Ort. Bom Appetite!

Ausfahren

Das Ammado Surfcamp ist eine von vielen möglichen Adressen. Die Lehrer sprechen Englisch und fahren je nach Wellengang mit ihren Fahrzeugen verschiedene Buchten an. Brett und Anzug können hier gemietet werden.

Gischt und Gezeiten: Mehr Hektik findet man im portugiesischen Nationalpark nicht.

FOTO: SIMON JÄGGI



Wieso sind Fotos eckig, obwohl die Linse rund ist? Eine Frage mit Tücken, besonders in der Praxis.

von Hans-Jörg Walter

Da kann man fernsehen, wie man will. Pupillen und Netzhäute sind und bleiben trotzdem rund. Rund sind auch die Linsen von Fotoapparaten. Ebenso die Bilder, die sie in die Kamera projizieren.

Dort drin sitzt jedoch ein rechteckiger Bildsensor oder Film. Und wenn der ein Bild aufzeichnet, dann wird es eckig. Das war nicht immer so.

1888 brachte die Fotofirma Kodak die erste Kamera für den Massenmarkt heraus, eine Boxkamera mit dem simplen Namen Kodak Nr. 1. Sie sollte das damals noch aufwendige Fotografieren wesentlich vereinfachen und eroberte die Welt in Windeseile. Was vorher nur Spezialisten mit Fachwissen vorbehalten war, konnte der frisch geborene Fotoamateur nun plötzlich millionenfach praktizieren.

Die Kamera hatte bloss zwei Knöpfe und ein Aufziehrad. War der Film voll, schickte man die Kamera an einen Filmentwicklungsdienst und erhielt Tage später die Bilder samt der frisch geladenen Kamera.

Der Werbeslogan hiess: «You press the button, we do the rest.» Der Clou der Bilder war aber der: Sie waren kreisrund.

Die fehlenden Ecken und parallelen Bildränder zwangen den Fotografen mehr oder weniger, sein Sujet in die Bildmitte zu rücken. So sahen fast alle Aufnahmen ganz passabel aus. Ein Fotograf mit höheren Ambitionen hatte dadurch aber bald seine liebe Mühe, einen spannenden Bildaufbau zu gestalten.

Verflixte Form

Wie jeder weiss, ist es nicht ohne, einen Kreis zu zeichnen. Ein Papier kreisrund auszuschneiden ist ebenfalls erheblich aufwendiger, als zwei parallele Schnitte zu machen. Ein rundes Buch rollt davon, einen runden Falz gibt es trotz Origami immer noch nicht, und runde Bildschirme haben sich nie durchgesetzt, obschon wir so mehr Bild zu sehen hätten. Denn der Bildschirm muss ja immer dem von Natur aus runden Bild vier Stücke abschneiden, um es in die rechte Form zu bringen.

Gestalten im Kreis hat also seine Tücken. Meistens trifft am Ende der Merksatz zu:

«Fehlen die Diagonalen, leidet der Fotograf Qualen.»

Keine Ecken, keine Seiten, keine Diagonalen, keine Länge, keine Breite – das Wenige, was «rund» zu bieten hat, heisst Rand und Mitte. Selbst ein Bildhorizont zerschneidet die Scheibe in zwei langweilige Irgendwasse.

Eine App, die die Smartphone-Nutzer zu runden Bildern bewegen wollte, ist mittlerweile aus dem Appstore verschwunden. Es will einfach nichts werden mit den runden Bildern. Nur eines mit vier Ecken ist eine runde Sache.

Weitere runde Bilder finden Sie auf der Onlineversion dieses Artikels:
tageswoche.ch/+s5tjh

Der eine Gentleman hält eine Kodak Nr.1 in den Händen und wird von einer ebensolchen fotografiert (1889).

FOTO: LIBRARY OF CONGRESS



White House Grounds 4.22.'89

My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbond zum Erleben.

proinnerstadt.ch



Tages
Woche

GO
TO
TAWO

Eiscafé Acero Rheingasse 13, 4058 Basel

Schmaler Wurf Rheingasse 10, 4058 Basel

Santa Pasta Rheingasse 47, 4058 Basel, St. Johans Vorstadt, 4056 Basel

Mercedes Caffè Schneidergasse 28, 4051 Basel

Jonny Parker St. Johans-Parkweg, 4056 Basel

Café Frühling Klybeckstrasse 69, 4057 Basel

Valentino's Place Kandererstrasse 35, 4057 Basel

Restaurant Parterre Klybeckstrasse 1b, 4057 Basel

KaBar Kasernenareal, 4057 Basel

Volkshaus Rebgasse 12-14, 4058 Basel

Buvette Kaserne Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Buvette Oetlinger Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Okay Art Café Schützenmattstrasse 11, 4051 Basel

Hallo Centralbahnstrasse 14, 4051 Basel

Haltestelle Gempenstrasse 5, 4053 Basel

5 Signori Güterstrasse 183, 4053 Basel

eoipso Dornacherstrasse 192, 4053 Basel

Unternehmen Mitte Gerbergasse 30, 4001 Basel

kult.kino atelier Theaterstrasse 7, 4051 Basel

Café-Bar Elisabethen Elisabethenstrasse 14, 4051 Basel

Theater-Restaurant Elisabethenstrasse 16, 4051 Basel

tibits Stänzlergasse 4, 4051 Basel

Campari Bar Steinenberg 7, 4051 Basel

Brauner Mutz Barfüsserplatz 10, 4051 Basel

Ca'puccino Falknerstrasse 24, 4001 Basel

Café del mundo Güterstrasse 158, 4053 Basel

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.